

Nº 91 Frühling 2025
Euro 10,-

Streifzüge



Ein Wirtschaftssystem wie das unsere kann Frieden nicht wollen.

Eugen Drewermann

INHALTSVERZEICHNIS

ORTWIN ROSNER	3
Rückkehr zur „Ehrfurcht vor dem Leben“	
MARIA WÖFLINGSEDER	13
Achtsamkeit, Selbstermächtigung – eine Phantasmagorie?	
HERMANN ENGSTER	17
Thomas Müntzer, Befreiungstheologe, Sozialrevolutionär	
BARBARA EDER	23
Data-Harvesting im tristen Tal	
REIMER GRONEMEYER	27
Die Abgelehnten	
LORENZ GLATZ	31
Ukraine: Der Krieg schwelt	
FRANZ SCHANDL	33
Metamorphosen der Ware oder: Die Gespensterwelten des Kapitals	
FRANZ SCHANDL	38
Etwas für Etwas	
HERMANN ENGSTER	40
Eichendorffs Braut	
FRANZ SCHANDL	46
Stoßgebete der Wirtschaftsführer	
PETRA ZIEGLER	48
Das Sparbudget – eine Misere	

Die derzeit gängigste Regung ist die Aufregung. Wir leben in hochnervösen Verhältnissen und in brandgefährlichen Zeiten. Immer wieder droht etwas zu explodieren, und seien es nur die erhitzten Gemüter. Der Krieg in der Ukraine tobt nun schon einige Jahre. Auch der Nahe Osten will nicht zur Ruhe kommen. Im Gegenteil. Stets droht die weitere Eskalation. Steuern wir auf große Katastrophen zu? Zur Zeit lässt sich nicht erkennen, wer sie verhindern könnte. Die Welt wird immer unfreundlicher und Gegenkräfte, die diesen Namen verdienen, sind kaum in Sicht.

Die USA wird von einem notorischen Lügner geführt und in Europa lallt man von Werten und hat nichts anderes vor, als so weiterzumachen wie bisher. Eines sollen wir freilich werden: Kriegstüchtig; und so werden wir auch medial dementsprechend malträtirt und abgerichtet. Zur Zeit dürfen noch die Ukrainer (ausgenommen deren SUV-Flottenfahrer in Wien) für den Westen verbluten, aber wer weiß, was den Herrschaften in den nächsten Jahren noch alles einfällt. Selbst ein Teil der Linken sitzt an den Kriegstrommeln und ist selbstredend dafür, Kriegskredite zwecks Aufrüstung und Militarisierung von freedom and democracy einzufordern.

Wir halten einmal mehr dagegen, wenn auch mit bescheidenen Mitteln, so doch mit guten Argumenten. Eine anregende Lektüre wünschen wir dem Publikum und uns mehr Unterstützung. Nach wie vor ist unsere Alimentierung unterirdisch. Bescheidenheit ist eine Tugend, die man sich in solchen Zeiten nicht leisten kann.

Franz Schandl

Ortwin Rosner

Rückkehr zur „Ehrfurcht vor dem Leben“

Über die geistigen Vorbedingungen der „Kriegstüchtigkeit“ – Warum unser Verhältnis zu den Dingen der Welt ein grundlegend anderes werden muss und sonst nie dauerhafter Frieden einkehren kann.

„Immer wenn ein Mensch stirbt, stirbt ein Bewusstsein. Man muss sich das einmal vor Augen halten.“ – Diese Bemerkung kam aus dem Munde eines Geschichtslehrers, der uns (eine österreichische Schulklasse Anfang der 80er-Jahre) gerade vom Ersten Weltkrieg erzählt hatte und uns mit diesen Worten den Schrecken des Krieges überhaupt ausmalte, das grausame Schicksal der jungen gefallenen Soldaten. Woher er den Gedanken hatte, ob er ihn seinerseits irgendwo aufgeschnappt hatte oder ob er ihn im Laufe seiner Rede spontan aus seiner eigenen Seele gehoben hatte, das weiß ich nicht. Ist es denn überhaupt ein sonderlich origineller Gedanke, könnte man fragen, ist diese Aussage im Grunde nicht trivial? Warum soll man sich das „vor Augen halten“?

Doch wie es mit scheinbar trivialen Aussagen oft so ist, es hängt von dem Blick ab, welchen man darauf wirft, ob sie einem banal vorkommen oder ob nicht doch eine tiefe, fast unergründliche Weisheit aus ihnen spricht. Der Satz „Alle Menschen sind sterblich“ etwa scheint einerseits bloß eine Selbstverständlichkeit auszudrücken und gar nichts Besonderes zu besagen, nichts, was nicht jeder weiß. Sich bewusst zu machen, was er bedeutet, in seiner ganzen Tragweite, ist andererseits jedoch eine wahre Herausforderung. Hier beginnt die Philosophie. Und hier beginnt auch die Moral. Und hier beginnt daher auch der Widerstand gegen den Krieg und das organisierte Töten. Eins nämlich spiegelt sich in unserem Verständnis von Krieg und Frieden zuallererst wider: Unser Verhältnis zu Leben und Tod.

Denn das Morden beginnt viel früher. Es beginnt, noch ehe der Krieg selbst begonnen hat. Es ist ein geistiges Verbrechen, was dem Krieg zugrunde

liegt, die physischen Taten sind nur eine Folgererscheinung. Der Krieg steckt in unserer Zivilisation. Im Morden des Krieges drückt sich eine schrankenlos gewordene instrumentelle Vernunft aus, eine die ganze Erde bis in den letzten Winkel beherrschende Zweck-Mittel-Rationalität, ein Utilitarismus, der alle Dinge zusehends auf ihren bloßen Warencharakter reduziert, es aber nicht mehr in Betracht zieht, dass eine Existenz einen Wert bloß für sich selbst haben könnte. Es handelt sich um eine Art Moral, die gleichzeitig eine völlige Unmoral darstellt, denn sie besagt, dass dieser oder jener bestimmte Zweck – worin immer er auch konkret bestehen mag – die entsetzlichsten Mittel und Wege heiligt, und zwar, und darin liegt das eigentliche Verbrechen, so sehr heiligt, dass er in letzter Konsequenz sogar mehr wiegt als das, was uns doch im Grunde das Allerheiligste sein sollte: das Leben; sodass wir bereit sind, es zu beschädigen und auszulöschen, damit wir an unser Ziel gelangen.

Die geistigen Grundlagen des Krieges

Diese obskure Ethik, die, so behaupte ich, unsere moderne Welt beherrscht und die im Krieg bloß kulminiert, spiegelt nicht Ehrfurcht vor dem Leben wider, sondern das glatte Gegenteil davon: eine tiefe Verachtung für das Leben. Als Ethik des Krieges verhöhnt sie die, die sie in den Tod schickt, gerade dann am allermeisten, wenn sie ihnen scheinbar die Ehre erweist, indem sie sie als „Helden“ feiert. Ist dies doch lediglich eine gehobene Ausdrucksweise dafür, dass sie deren Existenz auf ein bloßes Mittel zur Erreichung eines vorgegebenen Zwecks reduziert, das heißt, sie als eigenständige Lebewesen negiert und zum Objekt erniedrigt. Man schüttelt heutzutage den Kopf über die Kultur der Azteken, welche glaubten, es

wäre notwendig, ab und zu einem gefangenen Krieger, einem Sklaven, einer Frau oder einem wehrlosen Kind das Herz herauszuschneiden, damit die Sonne nicht aus ihrer Bahn falle. Man nimmt dies als Beweis für die Primitivität, Grausamkeit und geistige Rückständigkeit dieses Volkes. Aber bewegt man sich weniger in grausamen mythisch-archaischen Denkformen, wenn man jahrelang systematisch Friedensverhandlungen verhindert und dadurch schätzungsweise eine halbe Million ukrainische Soldaten auf dem Schlachtfeld sterben lässt, weil, wie es heißt, andernfalls der Westen unterginge und daher nur ein Sieg über Russland in Betracht käme – und das, obwohl, wie man ganz genau wissen müsste, dieser gar nicht möglich ist?

Lange bevor der Krieg anfängt, ist er bereits da gewesen, hat er sich in unserer Kultur vorbereitet, in Form einer maßlosen Unterwerfung und Ausbeutung alles Lebendigen, wie es selbstverständlicher Alltag in unserer Gesellschaft geworden ist.

Der Krieg jedoch ist die Eskalation von etwas, was immer schon da ist. Lange bevor der Krieg anfängt, ist er bereits da gewesen, hat er sich in unserer Kultur vorbereitet, in Form einer maßlosen Unterwerfung und Ausbeutung alles Lebendigen, wie es selbstverständlicher Alltag in unserer Gesellschaft geworden ist. Dies nimmt Gestalt an in einem rein nur mehr auf Instrumentalisierung, Effizienz und Profiterwerb ausgerichteten Umgang mit den Dingen, denen wir keine davon eigenständige, unabhängige und darüberhinausgehende Bestimmung mehr zugestehen, darin, wie wir allmählich den letzten Rest von unberührter Wildnis auf dem Planeten beseitigen und die ganze Welt – inklusive der auf ihr existierenden Fauna und Flora – als bloße Material- und Energieressource für die Erzeugung von Gegenständen unserer künstlichen Produktlandschaften betrachten. Die fanatische Unterwerfung des gesamten Daseins unter die Axiomatik von finanziellem Gewinn, Konsum, gesellschaftlichem Erfolg und technologischem Fortschritt findet im Krieg nur ihre logische Vollendung, indem in ihm diese Maschinerie auf ihre eigentliche Essenz reduziert wird: auf die Unterwerfung des Lebens unter den Tod.

Denn was der Mensch der Natur antut, das tut auch der Mensch dem Menschen an. In Gegenseitigkeit, aber auch jeder Einzelne sich selbst. Etwas von diesem Zusammenhang hat man in den 80er-

Jahren gewusst, als die deutsche Linke noch die „Dialektik der Aufklärung“ zum Leitstern hatte und als die Grünen gerade dabei waren, die Friedens- und die Ökologiebewegung miteinander zu verknüpfen.

Unser Alltag ist bereits mordend, sonst könnte nicht aus ihm der Krieg entstehen, sonst wäre uns das Morden fremd. Vieles muss schließlich in einer Kultur vorausgesetzt und bereits gegeben sein, damit ihre Mitglieder in den Krieg ziehen oder andere dorthin schicken können, damit sie an seinen Segen glauben, damit sie bereit sind, dieses oder jenes Ziel so wichtig zu nehmen, dass sie sagen: Das ist uns all die Toten, Verwundeten, all die Leichen und all die Leiden wert, dafür lohnt es sich, ganze Städte und weite Zonen unseres Planeten in Trümmer zu legen. Man muss vor allem in einer Übung erlangt haben: In einer bestimmten unbeeinträchtigten Art des technokratischen Denkens, in einer bestimmten Art des Rechnens insbesondere. Der amerikanischen Politikerin Madeleine Albright, die später auch US-Außenministerin wurde, ist 1996 diese Wahrheit herausgerutscht, als sie bei einem Fernsehauftritt zu den Auswirkungen der drakonischen Wirtschaftssanktionen gegen den Irak befragt wurde. Eine halbe Million irakischer Kinder seien an den Folgen der US-Sanktionen gestorben, ob sie denke, dass es diesen Preis wert sei, wurde sie gefragt. Und es entfuhr ihr die Antwort: „Es ist den Preis wert!“ Eine Antwort, die sie später als einen „Fehler“ betrachtete (die Antwort wohl gemerkt; nicht etwa die Tat), aber eine unverhofft ehrliche Antwort, denn sie brachte damit den *Tauschhandel des Krieges* (und ein jeder Krieg ist letztlich solch ein Tauschhandel!) lapidar auf den Punkt: Das erreichte Ziel zählt mehr als Menschenleben, zählt auch mehr als das Leben von 500.000 Kindern.

Diese sind nicht mehr als nebensächliche Faktoren in einer kühlen Kosten-Nutzen-Rechnung. Wir hingegen aber, als Menschen, welche nicht bloß wie Computer und Maschinen funktionieren, sondern eigenständig denkende Vernunftwesen sein wollen, wir sollten uns die Frage stellen, ob „es“ (was auch immer damit gemeint ist) selbst nur das Leben eines *einzigsten* Kindes wert gewesen sein kann und ob die Medienvertreterin, die hier die Frage an Albright gestellt hat, sollte sie sie ernst gemeint haben, nicht schon dadurch, dass sie darin überhaupt die Möglichkeit einer Aufrechnung in Betracht gezogen hat, gegen alles verstoßen hat, was in der abendländischen moralphilosophischen

Tradition seit Immanuel Kant als Grundprinzip gilt. Niemals darf man, so sagt Kant, den anderen Menschen als bloßes Mittel zur Erlangung eines Zwecks ansehen.

Bewusstseinsindustrie

Im Krieg spielt sich das schlimmste Versagen der Menschheit ab. Diese zu Beginn des 21. Jahrhunderts in die Hinterzimmer unseres Bewusstseins verdrängte Einsicht spiegelt sich in den großen pazifistischen Texten der Vergangenheit seit der „Klage des Friedens“ des Erasmus von Rotterdam und Kants Schrift „Zum ewigen Frieden“ genauso wider wie in den Stellungnahmen und Aktionen vieler, welche sich im Laufe des 20. Jahrhunderts auf die Spuren von Henry David Thoreau und Mahatma Gandhi begeben haben, sich für das Recht auf Wehrdienstverweigerung engagiert und den gewaltfreien zivilen Ungehorsam gepredigt haben. So banal kann die eingangs vorgelegte Aussage unseres Geschichtslehrers aus den 80er-Jahren dabei übrigens doch nicht gewesen sein, drückt sich schließlich darin ein inzwischen verloren gegangener spezifischer humanistischer Geist auf eine solche Weise aus, dass heutzutage nicht mehr davon ausgegangen werden kann, dass ihr Sinn allgemein verständlich wäre, während damals seine intuitive Erfassbarkeit grundsätzlich vorausgesetzt werden konnte. Jedenfalls steht der darin enthaltene Appell quer zum engen Inventar an Stehsätzen und Phrasen, welche heute den öffentlichen Diskurs maßgeblich bestimmen, und die Chance, dass in der Gegenwart ein Lehrer oder eine Lehrerin dergleichen ausspricht, mutet eher gering an. Der Fokus unseres Bewusstseins liegt heute, im Jahr 2025, entschieden ganz woanders als in den 60er-, 70er- und auch noch 80er-Jahren des 20. Jahrhunderts.

Es wäre eine interessante Frage, inwieweit dabei die Beeinflussung durch die Medien eine Rolle spielt, denn schließlich sind es sie, die maßgeblich bestimmen, was wir in unserem Bewusstsein tragen, und das, was aus Fernsehen und Radio kommt sowie in den Zeitungen steht, unterscheidet sich heutzutage grundlegend von dem geistigen Material, mit dem wir damals gefüttert wurden, ganz abgesehen davon, dass wir es mittlerweile auch mit dem Internet zu tun haben. Hinzu kommen massive Umwälzungen des Bildungssystems, oder um es deutlicher zu sagen: ein drastischer Verlust an Bildung und insbesondere an der mittlerweile gar nicht mehr sonderlich erwünschten Fähigkeit, eigenständig zu reflektieren, ein Umstand, der zur

fortwährenden Wiederholung vorgegebener Sprach-, Denk- und Gefühlsmuster führt, gekoppelt mit einem gleichzeitigen Überfluss an jederzeit elektronisch abrufbaren Informationen. Das, was man einmal „Humanismus“ genannt hat, ist im Schwinden begriffen, und das, was wir früher einmal „Bildung“ genannt haben, wurde dementsprechend durch etwas ersetzt, was ich „Bewusstseinsindustrie“ nennen möchte.

Die Entwicklung hin zum bellizistischen Bewusstsein war jedenfalls schleichend, es war nicht plötzlich, mit einem Schlag, im Februar 2022 vorhanden, die Veränderung vollzog sich vielmehr allmählich. Das öffentliche Bewusstsein hat sich langsam wie beharrlich während der vergangenen Jahrzehnte um 180 Grad gedreht. Denn es ist ein weiter Weg von der allgemeinen pazifistischen Grundstimmung der 70er- und 80er-Jahre über die Gutheißung des NATO-Angriffs auf Rest-Jugoslawien im Frühjahr 1999 und den von 9/11 ausgelösten weltweit geführten *War on Terror* der USA bis zu dem Punkt, an dem wir inzwischen angelangt sind und an dem Friedensdemonstranten von führenden Meinungsmachern so ohne weiteres beispielsweise als „Lumpenpazifisten“ bezeichnet werden und eine einst allgemein hochverehrte Persönlichkeit wie Gandhi plötzlich als „Knalltüte“ tituliert wird.

Man darf allerdings nicht, dies sei eingeschoben, den Fehler machen zu glauben, diese allmähliche Veränderung der von den Medien erzeugten öffentlichen Bewusstseinslandschaft habe sich gleichsam von selbst ereignet. Die zunehmende Einflussnahme politischer Machtapparate auf journalistische Inhalte via Nachrichten- und PR-Agenturen und sogar auf Hollywood-Produktionen, die Vernetzung des militärisch-industriellen Komplexes (MIK) mit der Kulturindustrie und Medieneliten ist wohldokumentiert und von solcher Bedeutsamkeit, dass manche es mittlerweile vorziehen, vom „Militärisch-Industriell-Kommunikativen Komplex“ (MIKK) zu sprechen. Was wir heute in der Zeitung lesen, wurde gestern möglicherweise von der AP (die in New York ansässige Associated Press gehört neben der britischen Reuters und der französischen AFP – Agence France Press – zu den drei den globalen Nachrichtenmarkt beherrschenden Agenturen) in Umlauf gesetzt, und diese musste dabei höchstwahrscheinlich den von den US-amerikanischen Regierungsbehörden vorgegebenen Narrativen folgen. Dass man dabei zuerst an den einzelnen

kleinen namenlosen ukrainischen oder russischen Soldaten denkt und darum an eine Beendigung des Krieges, kommt dabei nicht mehr vor, sondern nur all das, was ihn legitimiert.

Das millionenfache Aztekenopfer

„Immer wenn ein Mensch stirbt, stirbt ein Bewusstsein. Man muss sich das einmal vor Augen halten.“
 Kommen wir auf diesen Satz meines Geschichtslehrers wieder zurück. Die Unmöglichkeit, sich das vor Augen zu halten, wenn es sich nicht um einen einzigen Menschen, sondern, wie im Krieg, um *hunderttausende* oder *Millionen* Tote handelt, und ihrer überhaupt auf angemessene Weise zu gedenken, bildete den wesentlichen Angelpunkt der Anti-Kriegs-Betrachtungen des Philosophen Günther Anders: „Und versuche einer einmal, das Bild von Millionen heraufzubeschwören. Von Millionen von Toten.“ (Hiroshima ist überall (1982), S. 365)

Albright bejaht die Frage, ob „es“ (was auch immer) *das* wert gewesen sei, nämlich das Leben einer halben Million Kinder zu opfern. Eine halbe Million, eine Zahl, die von der Interviewerin einfach so dahingesagt wird, eben nur eine Zahl, abstrakt, wie Zahlen nun einmal abstrakt sind – was Technokraten allerdings nicht daran hindert zu glauben, mit ihnen ließe sich die Wirklichkeit objektiv darstellen, während sie tatsächlich die grausame Wirklichkeit eher verdecken als zeigen.

Mit Zahlen hat Anders sich nicht zufriedengegeben. Ende der 50er-Jahre hat er das Atomopfer-Hospital in Hiroshima besucht, sich die verstümmelten und dem Tode geweihten Kranken

leibhaftig angesehen und mit Betroffenheit ihren Erzählungen und Berichten gelauscht, um wenigstens halbwegs eine Vorstellung vom Grauen zu erhalten, und er hat darüber geschrieben, um die Erinnerung daran wachzuhalten. Etwas, woran der für den Atombombenabwurf oberste Verantwortliche, US-Präsident Harry Truman, kein Interesse hatte, der stattdessen aus ferner Distanz verlautbarte, er empfinde keine „pangs of conscience“ – ihn plage nicht das schlechte Gewissen. Ein Bruder Albrights im Geiste, welche gleichfalls nicht auf die Idee gekommen wäre, in den Irak zu reisen, um die Opfer ihrer Politik und deren Hinterbliebene persönlich aufzusuchen und dabei vielleicht gar so etwas wie Reue zu empfinden. „Es“ (was auch immer) war auch ihm ein paar hunderttausend Menschenleben wert, die in diesem Fall sogar *mit einem Schlag* vernichtet worden sind.

Auf der Rückreise aus Japan, so berichtet Anders, sitzt neben ihm im Flugzeug ein Mann, der ihm nachdrücklich erklärt, warum das alles notwendig sei: Der atomare Schrecken, die Bedrohung. Der Mann rechtfertigt dies alles mit einem Argument, das uns Heutigen nach wie vor bekannt vorkommen könnte: Es gehe um die Verteidigung der „freien Welt“. Sie müsse gegen die Bedrohung durch den *Totalitarismus* geschützt werden – und da sei der Tod nicht das Schrecklichste. Dies also wäre demnach jenes ominöse „Es“, das alle diese Preise wert sein sollte, all die Toten und Verstümmelten. Dies wäre also jener über allem Übrigen stehende Zweck, dem wir das Aztekenopfer zu bringen hätten und der alle Mittel heiligen solle, mehr wert als das Leben.

Streifzüge TRAFO-Club

Wer regelmäßig was springen lassen will und kann und auch im Printbereich aus dem Vollen schöpfen möchte, die/den bitten wir in den TRA(ns)FO(rmations)club der *Streifzüge*.

Eine Mitgliedschaft kostet 180 Euro pro Jahr, zahlbar auf einmal, vierteljährlich oder monatlich, per Banküberweisung:
 IBAN: AT87 6000 0000 9303 8948
 BIC: BAWAATWW

- Gratisbezug der *Streifzüge*
- Aktuelles Buch als Einstiegsgeschenk
- Gratisbestellung von bis zu 10 Exemplaren der aktuellen Ausgabe
- Gratisnachbestellung aller alten Nummern (soweit vorhanden)
- Gratiszustellung ausgewählter Bücher
- Sonderpreise für diverse Publikationen
- Einladungen zum Transformationsheurigen

Möchte eins aus dem Trafoclub (wieder) ausscheiden: Nichtzahlung reicht, dann verwandelt sich die Trafomitgliedschaft in ein 6-Nummern-Abo.

Anders erwidert seinem Gegenüber, „daß es absurd ist, die Freiheit dadurch retten zu wollen, daß man die eine Spielart des Totalitarismus gegen die andere mobilisiert“ (Hiroshima S. 166). Wäre jedoch nicht gegen Albright etwas Ähnliches einzuwenden? Ist es denn *nicht* totalitaristisch, wenn man glaubt, es sei in Ordnung, eine halbe Million Kinder zu opfern für das Erreichen seiner politischen Ziele? Und ist es denn *nicht* totalitaristisch, wenn man ein Land wie die Ukraine für die Verteidigung westlicher Werte in den Untergang schickt und jeden, der Einspruch dagegen erhebt, als „Putinverstehler“ brandmarkt – wenn man also die Freiheit gerade dadurch verteidigt, dass man den Menschen die Freiheit (und darüber hinaus auch gleich noch ihr Leben) nimmt?

Das Maschinenherz

Sowohl der Theologe und Mediziner Albert Schweitzer – welcher den meinem Aufsatz den Titel gebenden Begriff der *Ehrfurcht vor dem Leben* entworfen und ihn als einzig taugliche Grundlage einer wahren Ethik angesehen hat – als auch Günther Anders haben in der *Maschine*, das heißt in unserem Verhältnis zur Technik, einen entscheidenden Schlüssel zum Verständnis der moralischen Probleme der modernen Kriegsführung gesehen. Die Fernwirkung der modernen Waffen sei es, die es bewirke, dass unser Gewissen nicht beunruhigt werde, wenn wir töten, verstümmeln und verletzen, denn wir seien mit dem Leiden und Sterben des anderen Menschen nicht unmittelbar konfrontiert. Eine anschauliche Bestätigung erfuhr diese These jüngst durch die Schilderung des britischen Königssohns Harry, welcher ohne Anzeichen von Reue davon berichtete, als Soldat in Afghanistan von seinem Kampfhubschrauber aus 25 Menschen umgebracht zu haben. Der Grund dafür, dass er dies so einfach, ohne widerstrebende innere Regung, tun konnte: Sie seien für ihn bloße „Schachfiguren“ gewesen. „Du kannst niemandem wehtun, wenn du sie als Menschen siehst“, erklärt er diesen Umstand. Und ohnehin habe er sie bloß als *bad guys* wahrgenommen, die er zu eliminieren habe, bevor sie *good guys* ermorden (taz.de).

Diese Sichtweise sei ihm während seiner militärischen Ausbildung beigebracht worden, legt er weiters dar. Anschaulicher als durch die Aussagen Harrys kann man wohl nicht vor Augen geführt bekommen, wie Kriegspropaganda und militärische Erziehung funktionieren: nämlich indem sie den Gegner *entmenslichen* und zum bloßen *Objekt*, zu einem *Gegenstand* oder *Ding* herabsetzen.

Erschütternd ist es allerdings allemal, dass der Prinz nicht einmal in der Rückschau, aus einer zeitlichen Distanz von ungefähr doch immerhin zehn Jahren, in der Lage zu sein scheint, darüber ein wenig tiefergehend zu reflektieren und die geistigen Prinzipien, denen er im Krieg gefolgt ist, infrage zu stellen. Das kann er vielleicht aber gar nicht: Denn dann müsste er sich plötzlich eingestehen, dass er ein Massenmörder ist.

Die Gegenfigur zu Harry stellt Claude Eatherly dar – eine tragische Gestalt, die, anders als der Regenbogenpresse-Prinz, inzwischen aus unserem kollektiven Gedächtnis getilgt worden ist, und das nicht grundlos: Sie will gar nicht zu unseren hübschen Erzählungen des glorreichen Westens passen. Eatherly war ein junger US-Pilot, als er den Befehl bekam, sich am ersten militärischen Einsatz einer Atombombe zu beteiligen, der über der japanischen Stadt Hiroshima am 6. August 1945 stattfand. Das Ergebnis kennen wir: Durch einen einzigen Knopfdruck wurden mit einem Schlag ungefähr 200.000 Menschenleben vernichtet. Eatherly warf die Bombe zwar nicht selbst ab, aber er kommandierte das Führungsflugzeug und gab das entscheidende Signal für den Abwurf. Anders als beim Mitglied der britischen Königsfamilie begann in seinem Fall jedoch danach das Gewissen zu arbeiten: *Er* verstand, dass er nun ein Massenmörder war.

Und er zerbrach daran beinahe. Und – bekam Schwierigkeiten mit der Gesellschaft: Denn die US-Politik brauchte ihre Helden. Einen Soldaten aber, der, anstatt sich als Held zu fühlen, in aller Öffentlichkeit seine Tat bitter bereute, den konnte sie nicht gebrauchen. Als Eatherly die Öffentlichkeit darauf aufmerksam machen wollte, dass hier ein Verbrechen geschehen war, steckte man ihn für viele Jahre in eine psychiatrische Anstalt. Manches an seinem Schicksal erinnert an den Fall Julian Assange. Das ist das, was passiert, wenn einer wirklich ein Gewissen hat.

Was ist aber mit den anderen, mit der Mehrheit der Soldaten, mit denen, die keines zu haben scheinen? Was mit jenen politischen Machthabern, die keines zu haben scheinen?

Albert Schweitzer gibt in seinen Schriften die Erzählung von der Begegnung eines Schülers des Konfuzius mit einem Gärtner wieder, der, anstatt sich seine beschwerliche Arbeit dadurch zu erleichtern, dass er sich das Prinzip des Ziehbrun-

nens zunutze macht, lieber jedes Mal persönlich hinunter zum Wasser steigt und es selbst hinaufträgt. „Wenn einer Maschinen benützt, so betreibt er alle seine Geschäfte maschinenmäßig; wer seine Geschäfte maschinenmäßig betreibt, der bekommt ein Maschinenherz; wer aber ein Maschinenherz in der Brust hat, dem geht die reine Einfalt verloren“ (Ehrfurcht S. 49 f.), legt der Gärtner dem Schüler des Konfuzius dar und begründet so seine Weigerung.

Albright, Truman, Prinz Harry, die Soldaten, die heutigen Politiker ... sie sind solche Wesen mit Maschinenherz. Sie sitzen an und in Maschinen und bedienen sie. Andere Menschen, denen sie befehlen und mit denen sie umgehen, sind für sie ebenfalls bloß Gerätschaften, nicht mehr. Das heißt: Sie verwenden sie so, wie sie sie für ihre Zwecke brauchen. Und das hat sie am Ende selbst zu Maschinen werden lassen.

Krieg als Arbeit und der Tod als Ware

Denn zum einen gibt es einen weiteren Einwand gegen die Argumentation einer Albright oder auch des Sitznachbarn von Günther Anders im Flugzeug, einen Einwand, den wir noch gar nicht erwähnt haben: Nämlich den, dass sie – und das gilt auch für alle heutigen Politiker und Meinungsmacher, welche Aufrüstung und Krieg befürworten –, wenn sie von einem „Preis“ sprechen, der es wert wäre, bezahlt zu werden, oder wenn sie von „Opfern“ sprechen, die wir alle bringen müssten, dabei übergehen, dass doch nicht *sie selbst* es sind, die diesen Preis bezahlen, sondern dass es immer *andere* sind, die ihn für sie bezahlen.

Eine halbe Million irakische Kinder sind ums Leben gekommen, einer Albright selbst hingegen ist nicht nur kein Leid geschehen, sie war überhaupt nie in Gefahr. Mehr als eine halbe Million Ukrainer sind gefallen, jenen Politikern und Alphajournalisten, die den Krieg von ihrem Schreibtisch aus dirigiert und ihn für „notwendig“ erklärt haben, sind fernab jeder Bedrohung. Für den Tod der Kinder im Gazastreifen gilt natürlich das Gleiche. Nicht die Entscheidungsträger, sondern *sie* sind das Opfer, das gebracht werden muss, der „Preis“, der gezahlt werden muss – für „es“ (was auch immer). Damit die Sonne nicht aus ihrer Bahn fällt. Das Aztekenopfer.

Das Opfer, wir haben es schon erwähnt, wird dabei dargebracht nach einer Logik des *Tausches*, eines

Tauschhandels, es ist der „Preis“, den etwas kostet, das man haben will, oder ein Ziel „wert“ ist, das man erreichen will. Was heißt das aber? Es bedeutet, dass der moderne Krieg nicht nur seinen äußeren Zwecken nach (etwa, weil er um wirtschaftliche Ressourcen geführt werden würde) mit dem kapitalistischen System in Komplizenschaft stünde, sondern dass er seiner innersten Logik nach, seiner mentalen Struktur und Denkweise, ja seiner bloßen Möglichkeit nach, zutiefst in den geistigen Prinzipien der Marktwirtschaft verwurzelt ist: Er wird abgewickelt wie der Austausch von zwei Waren. Der Machthaber sagt: Ich gebe das Leben dieser oder jener Leute, dafür erhalte ich das und das.

Auch von dieser Seite erweist sich also, wie tief der Krieg in unserer Zivilisation verwurzelt ist, er ist nichts, was sich zufällig in ihr ereignet, er ist auf das Engste mit ihren geistigen Grundlagen verwoben. Natürlich wird der Machthaber dabei vermeiden, *sich selbst* zum Opfer zu machen. Er setzt den Preis fest, den *andere* bezahlen müssen. Er stellt dieses Opfer als unvermeidlich hin. Er blendet die einzelnen konkreten Menschenschicksale aus und reduziert die Leben, die dabei ausgelöscht werden, auf „Schachfiguren“ und Ähnliches, dehumanisiert sie.

Dies ist die eine Seite der Medaille. Wie Günther Anders zusammen mit dem Zukunftsforscher Robert Jungk hervorhebt, wie auch die Aussagen Albert Schweitzers implizieren, kommen in diesem Transformationsprozess jedoch auch nicht die Machthaber beziehungsweise diejenigen, welche aus sicherer Entfernung den Knopf drücken, die ausführenden Soldaten, die Hubschrauberpiloten, welche wie Prinz Harry ihre Geschosse auf tief unter ihnen befindliche wehrlose Personen abfeuern, ohne Schaden davon. Nicht nur mit den Opfern, sondern auch mit den Tätern richtet der Krieg etwas an. Er verändert auch sie. Das Aztekenherz, das geopfert wird, ist am Ende ihr eigenes. Sie bezahlen, indem sie ihr eigenes Herz in ein Maschinenherz verwandeln, indem sie selbst sich in Maschinen verwandeln. Es geht nur mehr darum, dass sie im System wie ein Arbeiter im Betrieb zu funktionieren haben, sie vollführen mit anderen Worten das Morden, das sie bewerkstelligen, wie einen Arbeitsschritt, welchen sie auf dem ihnen zugewiesenen Arbeitsplatz zu erledigen haben, wie einen bloßen „Job“ unter vielen. Denn im kapitalistischen System ist alles, was man auf der Welt tut, ein „Job“ – selbst das Töten. Mit anderen Worten: Selbst der Tod ist nur eine Ware, die produ-

ziert wird, eine unter vielen Waren, die hergestellt werden. Oder, wie es Günther Anders formuliert, der Krieg besteht heutzutage in einer „maschinellen Produktion von Leichen“. Er weist darauf hin, dass sogar der Soldat Claude Eatherly, bei dem sich nach dem Atombombenabwurf auf Hiroshima so sehr das Gewissen geregt hat, dennoch jenen Ausdruck – „Job“ – dermaßen verinnerlicht hat, dass er auch im Nachhinein noch davon Gebrauch macht, nicht nur, wenn er von seiner inzwischen selbst von ihm verabscheuten Tat erzählt, sondern sogar dann noch, wenn er von seinem pazifistischen Engagement spricht. Anders legt dar, dass es sich um einen verharmlosenden Begriff handelt, dessen Gebrauch eigentlich „die Mobilisierung des eigenen Gewissens und die Übernahme von Verantwortung überflüssig [macht]“. Man reduziert sich dadurch selbst zu einem bloßen „Schraubchen im Apparat“, man leistet einen Akt der „Selbstverdinglichung“, löscht seine eigene Persönlichkeit aus, dehumanisiert sich selbst.

Robert Jungk führt (in seiner Einleitung zum Briefwechsel von Günther Anders mit Claude Eatherly) auf prophetische Weise aus, wie eine solche Kriegsmaschinerie aufgrund ihrer „geistigen Rückwirkung“ daran ist, nicht nur das Land der Opfer, sondern auch die Gesellschaft der Täter – er spricht hier in erster Linie von den Vereinigten Staaten – zu verändern: Es „brechen die Grundlagen unserer moralischen und politischen Existenz zusammen. [...]“, denn die modernen Kriegsmethoden (aus seiner Zeit heraus denkt R. J. dabei hauptsächlich an die Atomdrohung, als heutiger Leser muss man hier also einiges ummünzen; man könnte etwa an die üblich gewordenen Drohnenmorde denken) „höhlen die Demokratie aus [...], sie bewirken eine allgemeine Brutalisierung der Waffenträger, die stets zum Letzten fähig und entschlossen sein müssen. Sie zerstören den inneren Glauben der atomgerüsteten Länder an ihre eigene Menschlichkeit und Sittlichkeit.“ (Hiroshima S. 196)

Ist es nicht dieser moralische Zerfall, welchen wir heutzutage sehen, wenn wir die westliche Welt betrachten?

Die modernen Aztekenpriester

Jungk vertritt die Auffassung, jene „geistige Rückwirkung“ habe die Besitzer der modernen Kriegsmaschinen – heute sprechen wir von den „Eliten“ oder den Angehörigen des „Establishments“ – „im wörtlichsten Sinne des Wortes verrückt gemacht“, und er meint, es handle sich dabei

um „eine Verrücktheit, die umso gefährlicher ist, als ihre Vertreter vernünftig zu sprechen scheinen“ (Hiroshima S. 199).

Eine Barbarei, welche immer schon in unserer Zivilisation verborgen ist, eine völlige Irrationalität, welche im Mantel der Rationalität daherkommt: Das ist die Kehrseite jener absoluten Instrumentalisierung der Gegenstände der Welt durch den Menschen, mit der wir es heutzutage zu tun haben und die uns bereits in der gegen Ende des Zweiten Weltkriegs verfassten Schrift „Dialektik der Aufklärung“ der beiden Sozialphilosophen Max Horkheimer und Theodor W. Adorno begegnet: Der moderne Mensch reduziere die Dinge zum bloßen Mittel für seine Zwecke, aber dadurch instrumentalisieren er sich selbst, mache er sich selbst zum bloßen Instrument, Mittel, tue er sich selbst Gewalt an, töte etwas in sich selbst, in einem Akt der inneren Selbstaufopferung lösche er vielleicht das aus, was das Leben überhaupt erst lebenswert mache, das eigentlich Lebendige, sodass am Ende instrumentelle Vernunft mythische Gewalt (= die Logik des altertümlichen Opferrituals) im neuen Gewand des rationalen Tauschakts reproduziere – das ist eine der zentralen Thesen des Buches. Nicht nur der am Opferaltar Liegende, in dessen Brust der Aztekenpriester mit dem Messer hineinschneidet, erleidet also etwas, sondern auch der Priester selbst richtet in diesem Augenblick etwas mit sich an, auch er opfert etwas in sich, macht sich zum Ding, anstatt eine selbstständige, freie Persönlichkeit mit einem eigenen Gewissen zu sein, er unterwirft sich einer Maschinerie und lässt sich auf einen vorgeblich göttlichen Tauschhandel ein, vernichtet aber tatsächlich das Heiligste, das Leben. Um „es“ (was auch immer) zu erhalten. Die modernen Aztekenpriester sind wir: „[...] wir Heutigen bestehen aus zahllosen *virtuellen Claudes*, denen dasselbe zustoßen könnte, was Claude zugestoßen ist: nämlich als *Apparatstück zum Mitverbrecher zu werden*“ (Hiroshima S. XVIII), warnt Günther Anders.

Aber glaubten wir nicht, weiter zu sein als die Vertreter einer altertümlichen Kultur, welche vermutlich unseren Begriff des Individuums und damit den der eigenen, freien Gewissensentscheidung noch gar nicht kannte? Ja, vielleicht waren wir das zwischendurch, in Ansätzen, aber unser humanistischer Fortschritt hat mit unserem technischen schlussendlich nicht Schritt gehalten. Eine Diskrepanz, die Günther Anders und Albert Schweitzer immer wieder betonen: Wir haben das

technische Potential, um x-mal den Planeten zu vernichten – aber wir können uns nicht vorstellen, was das eigentlich heißt. Wir halten uns den untergegangenen Kulturen alter Völker für so überlegen, weil wir über Technik und Wissenschaft verfügen – aber unsere Seele und unseren Geist haben wir verkümmern lassen. Und gerade für die Entwicklung des gesellschaftlichen Diskurses der vergangenen Jahrzehnte, ungefähr seit den 80er-Jahren, gilt dies meines Erachtens ganz besonders, noch viel mehr als für den Zeitraum, in dem Anders, Jungk und Schweitzer gelebt haben. Der Kriegsdiskurs, mit dem wir es aktuell zu tun haben, ist nur das Resultat dieser negativen Entwicklung, welche schon seit längerem zu beobachten war. Wieder werden wir auf den Punkt geführt: Es ist ein geistiges Problem, mit dem wir es zu tun haben, ein Problem, das tief in unserer Kultur steckt, viel tiefer, als wir glauben, und darum in unserem sogenannten Alltagsleben verwurzelt ist. Der Ukraine-Krieg, die Vernichtung von Leben im Gaza-Streifen und viele andere Kriege, welche auf dem Erdball toben und vielleicht weniger unsere Aufmerksamkeit erregen, aber auch geschehen, sind vielleicht nur der drastischste Ausdruck dieses einen Problems.

Die falsche Ethik des Utilitarismus

Wenn ich sage, dass es sich um ein „geistiges“ Problem handelt, so stellt dies keinen Widerspruch dazu dar, dass es sich auch um ein materielles Problem handelt, sofern man darunter nicht bloß die Materie meint, wie sie ein Physiker versteht, sondern die gesellschaftlichen Bedingungen unseres Zusammenlebens, wie sie Überformungen unserer natürlichen Bedürfnisse darstellen, um ein Problem unserer Wirtschaft also, oder um es weiter zu fassen: überhaupt unseres Umgangs mit den Dingen und mit uns selbst.

„Ein Wirtschaftssystem wie das unsere kann Frieden nicht wollen“ (Kriegsfolgen S. 166), sagt der Theologe und Psychoanalytiker Eugen Drewermann und zielt dabei auf den Umstand ab, dass im Raum der Wirtschaft immer schon Krieg herrscht, schon lange bevor sich das abspielt, was wir üblicherweise als Krieg bezeichnen – eine „Welt der permanenten Konkurrenz“.

„Die Definition der Demokratie selbst widerspricht der Spezialisierung und der Arbeitsteilung“ (Hiroshima S. 360), konstatiert wiederum Günther Anders und meint damit den schon genannten Umstand, dass in einer arbeitsteiligen Gesellschaft

der Einzelne nur mehr ein „Schräubchen im Aparat“ ist, das bloß den Auftrag ausführt, der ihm erteilt wurde, ohne sich für die Folgen seiner Taten verantwortlich zu fühlen. Was im Extremfall dazu führt, dass einer seinen „Job“, also sein Geschäft, sogar darin sieht, Menschen umzubringen, und das auch gehorsam tut, nur deswegen, weil es ihm anbefohlen wurde, ohne dass er dabei eine Gewissensregung verspürt. Es geht also um die unserem Wirtschafts- und Arbeitssystem innewohnende Erosion politisch-moralischen Bewusstseins.

Darüber hinaus ist zu sehen, dass sich ein Menschentyp durchgesetzt hat, für den eine große unhinterfragte Prämisse über allem steht: nämlich die, dass die Welt *ihm* gehöre und dass es nur darum gehe, möglichst viele Stücke davon in einem – wenn nötig auch militärischen – Wettkampf gegen andere an sich zu reißen.

Der im Kontext des Umweltschutzes seit den 80er-Jahren oft zu hörende Satz, wir hätten „die Erde von unseren Kindern nur geborgt“, macht es im Übrigen um nichts besser. Nur dadurch, dass der absolute Besitzanspruch der Menschen auf die Welt in die nächste Generation verlagert wird, ist er um nichts weniger problematisch.

Die fraglos vorausgesetzte Reduktion der Gegenstände und Lebewesen der Welt darauf, nur mehr Objekte des einen oder anderen Interesses zu sein, führt dazu, dass man zurzeit auch gerade in Kreisen, welche gegen den Krieg sind, oft davon spricht, man müsse die „Interessen der anderen Seite“ (gemeint ist Russland) berücksichtigen. Das hat im derzeitigen Kontext zwar eine gewisse Berechtigung. Trotzdem beginnt der wirkliche Pazifismus erst dort, wo es nicht bloß um „Zwecke“ und „Interessen“ geht, mit anderen Worten um Macht, sondern um eine grundsätzlich andere Ethik. Ähnlich verhält es sich mit dem beispielsweise von der deutschen Politikerin Sahra Wagenknecht immer wieder vertretenen Standpunkt, Deutschland solle mehr auf seine „eigenen“ – nationalen – Interessen schauen, anstatt die Interessen der USA zu vertreten. Hieße das aber, wenn man also für die Interessen Deutschlands zu Felde zöge, wäre für Wagenknecht der Krieg plötzlich in Ordnung?

Darum hat auch die Formel des „Interessenausgleichs“ ihre Grenzen. Eine Ethik, der es nur um die „Interessen“ geht – gleich welche, und handelte es sich um scheinbar noch so edle Ziele, und sind

es nicht einmal die eigenen, sondern sogar die eines anderen –, läuft am Ende unweigerlich darauf hinaus, dass der Zweck die Mittel heiligt. Dann zieht man zwar nicht für sich selbst, sondern vornehmlich für die Solidarität mit den Ukrainern oder für die Interessen irgendeines anderen Volkes in den Krieg, verrichtet aber trotzdem weiterhin sein zerstörerisches Handwerk. Dann geschieht am Ende wieder genau das, was wir oben beschrieben haben: Das „Es“ (was auch immer) wird mehr wert als alles andere, mehr als das Leben einer halben Million Kinder. Man mündet früher oder später unweigerlich in die Logik des modernen Aztekenopfers ein. Und es kommt zu Persionen jener Art, mit der wir es heutzutage zu tun haben: dass man beispielsweise Freiheit und Demokratie gerade im Namen des Kampfes für „Freiheit“ und „Demokratie“ abschafft.

Die utilitaristische Warenform als heutiger Zustand des Geistes

Eine tiefe Ahnung davon durchweht das Werk Kants, welcher sehr genau gewusst hat, dass das Reich der Moral und die Sphäre der Zwecke zwei ganz unterschiedliche Dinge sind und dass man jenes dieser nicht unterwerfen darf. Er hat darum die Unterscheidung zwischen dem *moralischen Politiker* und dem *politischen Moralisten* eingeführt. Beide beziehen sich auf die Moral, aber auf völlig unterschiedliche Weise. Die beiden sind so ziemlich das Gegenteil voneinander, indem der politische Moralist eigentlich unmoralisch ist, das heißt, er instrumentalisiert die Moral nur, um seine Zwecke zu erreichen. Er ordnet also die moralischen Grundsätze dem Zweck unter oder „spannt“, wie Kant es ausdrückt, „die Pferde hinter den Wagen“ (Zum ewigen Frieden S. 57).

Es ist offensichtlich, welcher Typus heute die absolute Oberhand hat. Kant war freilich weit davon entfernt, die Orwell'schen Praktiken der Propaganda vorauszusehen, mit denen wir es mittlerweile zu tun haben. Aber auch Günther Anders hat sich nur am Rande mit dem Phänomen der Propaganda beschäftigt, und ich habe sogar den Eindruck, er hat ihm zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt.

Was aber ist Propaganda überhaupt? Auch hier gilt, ähnlich wie für den Krieg, dass man sich im Irrtum befindet, wenn man sie für ein peripheres Phänomen hält, welches gleichsam zufällig zu unserer Kultur hinzukommt, als etwas ihr Äußerliches. Tatsächlich handelt es sich bei ihr um ein

geistiges Prinzip, das zutiefst in unserer Gesellschaft verankert ist. Propaganda ist der heutige Zustand des Geistes.

Propaganda ist nun im Kern nichts anderes, als der Versuch, genau jene Lücke zwischen der Moralität und den Interessen zu schließen, von welcher wir soeben gesprochen haben, indem sie das an den eigenen Interessen orientierte Handeln anderen gegenüber als moralisch ausgibt. Sie bedeutet aber noch mehr: nämlich dass die utilitaristische Warenform, die Verdinglichung, auch auf unsere geistige Tätigkeit übergreift.

Wir empören uns zu Recht über Propaganda. Aber ist sie nicht die Konsequenz dessen, dass wir die Dinge nur als Ware betrachten? Auch die Sprache, das Denken, Reflexion, Information, Wissen und überhaupt alles, was man als sogenannte „Meinungsbildung“ bezeichnet, sowie die damit verbundenen Emotionen und Gefühlszustände sind somit zu Waren geworden, und selbst die Moral ist bloß noch eine Ware. Die ganze Welt ist Werbung geworden, könnten wir frei nach Adorno sagen, aber das heißt auch, und das kommt bei ihm meines Wissens nicht vor, dass selbst die Ethik nur mehr eine Abteilung der Werbeindustrie ist. Dies alles ist jedoch ein Resultat davon, dass Medien, PR- und Nachrichtenagenturen sowie Werbeunternehmen den gesamten öffentlichen Diskurs mittlerweile fabrikmäßig herstellen.

All die Verrücktheiten, mit denen wir es heutzutage zu tun haben, haben hierin ihre Wurzel. Wir wundern uns über absurde Slogans wie etwa die Behauptung, dass Waffen Frieden und Impfungen die Freiheit brächten, oder darüber, dass gerade diejenigen, die sich zurzeit selbst faschistoid verhalten, andere als „Nazis“ bezeichnen, ja, wir finden uns jeden Tag inmitten eines Wusts von bei näherem Nachdenken sinnlosen oder widersinnigen und einander auch widersprechenden Verlautbarungen. Aber ist das nicht das logische Resultat davon, dass wir mit dem Weihnachtsmann Werbung für Coca-Cola machen – ein Umstand, der um nichts weniger absurd ist, den wir aber schon hinzunehmen gewohnt sind?

Dies ist das Ergebnis dessen, dass wir nicht nur die materiellen Gegenstände, sondern auch Geistiges, Begriffe, nur mehr als Versatzstücke gebrauchen, als Maschinenteile – als „Wunschmaschinen“, wie sie die beiden postmodernen Philosophen Gilles Deleuze und Félix Guattari beschrieben haben –,

welche wir zusammenschalten und auseinanderreißen, wie es uns gefällt, ohne uns mehr um ihren Sinn zu bekümmern. Denn für uns zählt nicht mehr, was die Worte bedeuten, und schon gar nicht ihr tieferer Gehalt, sondern nur mehr, dass sie funktionieren, ihr bloßer Effekt, ihre Wirksamkeit. Die Folge davon ist, dass wir es im öffentlichen Diskurs mit einer tiefgreifenden Erosion begrifflichen Denkens zu tun haben.

Schlussfolgerung: Den Krieg mit den Dingen der Welt beenden

Vielleicht seitdem beim Menschen die Intelligenz erwacht ist, befindet er sich im permanenten Krieg mit den Dingen. Sie sich zu unterwerfen und nutzbar zu machen, ist sein oberstes Ziel. Die Ideen moderner Technik unterscheiden sich hier nicht grundlegend von den alttümlichen Ritualen der Magie, mögen sie auch ungleich effizienter sein. Ursprünglich zum bloßen Zweck des Selbsterhalts gedacht, später zur Erreichung der einen oder anderen Annehmlichkeit im Leben nützlich, verwandelten sie sich allmählich zu Instrumenten immer totaler werdender Herrschaft und Gewalt über alles auf dem Planeten, was es auf ihm nur gibt, über alles, was auf ihm kreucht und fleucht – und auch des Menschen über den Menschen.

Sogar an die Eroberung und Unterwerfung des Weltraums denkt man mittlerweile: Man will den leeren, öden, toten Mars besiedeln – während man, und das ist das eigentlich Absurde, gleichzeitig die fruchtbare, lebendige Erde zerstört. Auch hier setzt sich die Warenform durch, denn nun wird die gesamte Erde wie eine aufgebrauchte Ware behandelt, welche durch eine neue ersetzt werden könnte, und auch hier tauscht man das Leben für den Tod ein und glaubt, dabei etwas zu gewinnen. Das „Es“ (was auch immer).

Und nicht nur die Dinge des äußeren Universums, auch sich selbst lässt der technokratische Mensch dabei niemals in Ruhe, immer unzufrieden mit sich selbst kann er sich selbst nie sein lassen, wie er ist, kann er nicht anhalten, führt einen fortwährenden Krieg gegen sich selbst. Sein Traum ist es, sich selbst wortwörtlich in einen Roboter oder Computer zu verwandeln. In den Zielen des „Transhumanismus“ erfährt die Selbstvergegenständlichung des Menschen ohne Zweifel einen Höhepunkt. Damit arbeitet der Mensch, wie ja schon der Name sagt, an seiner Selbstauslöschung. Sein Allerinnerstes steht nun zum Tausch, das Wesen des

Menschen selbst. Man tauscht nicht mehr nur den alten Menschen gegen den neuen Menschen, den Übermenschen, nein, man regeneriert ihn jetzt mithilfe von Ersatzteilen, der lebendige Mensch als solches wird Segment für Segment gegen die angeblich besser funktionierende, durchgeplante Maschine eingetauscht, und dadurch zu einer Ware. Der Transhumanist bringt sich selbst zum Opfer dar. Das Menschsein *an sich* steht damit vor seiner Aufhebung. Während man aber auf der einen Seite den Menschen dafür fast schon so etwas wie das ewige Leben oder die „Abschaffung des Todes“ verspricht, bastelt man auf der anderen Seite, ebenfalls auf Basis modernster Technologien, gleichzeitig an den perfekten Tötungs- und Kriegsmaschinen – bereitet also parallel dazu ihre Ermordung vor.

Wozu das alles?, könnte man fragen. Und wird nie eine richtige Antwort erhalten.

Denn das Reich der allherrschenden Zwecke ist das Reich der absoluten Sinnlosigkeit. Es macht sich selbst absurd, es handelt sich um eine Maschinerie, die nur mehr fortwährend im Kreis läuft, damit sie läuft, ohne dass sie sich um ihre dabei ständig auftretenden Widersprüche noch kümmern muss und ohne dass darin so etwas wie die Sinnfrage überhaupt noch zu stellen möglich ist. Der einzige Sinn der Erweiterung der Ausübung von Macht liegt nur mehr in der Erweiterung der Machtausübung selbst, und der einzige Sinn des Erfolgs ist der Erfolg selbst. Das, was eigentlich nur Mittel zum Zweck sein sollte, hat sich inzwischen selbst zum Zweck gesetzt, zum Selbstzweck, zur leeren Maschine, die immer laufen und wachsen muss. Man darf niemals ruhen, niemals die Dinge in Ruhe lassen und niemals sich selbst.

Der Krieg zwischen uns Menschen herrscht, weil unser Verhältnis zu den Dingen überhaupt ein kriegerisches ist. Wollen wir die Kriege beenden, so muss zuerst unser Verhältnis zu den Dingen und damit zu uns selbst ein grundlegend anderes werden.

Maria Wölflingseder

Achtsamkeit, Selbstermächtigung – eine Phantasmagorie?

Großes Getöse verkündet die nahende Rettung. Eine riesige Branche bietet Koffer voller *Tools* an zur Erlangung von *Achtsamkeit*, *Selbstfürsorge*, *Me-time*, *Herzverstand*, *Gedankenhygiene*, *Selbstermächtigung*, *nachhaltig ökologischem Verhalten* und einem *gesunden Lebensstil*. Diese Angebote richten sich immerzu an das einzelne Individuum. Zweifellos, sie können durchaus hilfreich sein. Aber warum werden die kruden Lebensbedingungen erstaunlicherweise ausgeklammert? Die Maximen lauten: „Verantwortung für dein Leben übernehmen statt im Außen nach Lösungen zu suchen. Alte Muster, Ängste und Selbstzweifel nachhaltig transformieren. Dich in Dankbarkeit üben. Das innere Kind hegen und pflegen. Dann bist du glücklich, erfolgreich, gesund und wirst immer genug Geld haben! Programmiere dich einfach um!“ Mit dem selbst erstellten analogen oder digitalen *Visionboard* ist das keine Hexerei.

Zahllose Bücher, Coachings, Internet-Auftritte und Online-Kongresse zur Vermittlung dieser Botschaften überschwemmen den Markt. Es läge nur an dir, welches Leben du willst: „Frustration, Angst, Zweifel ade – und hallo Selbstsicherheit, Erfolg und Harmonie. So einfach? Ja, mit der revolutionären Methode des *Mindset* können Sie Ihren Sorgen endlich Lebewohl sagen und sich auf ein Leben in Freude und Fülle freuen.“ *Mindset* bezeichnet die Denkweise, Einstellung und innere Haltung einer Person. Es beeinflusst, wie wir die Welt wahrnehmen und darauf reagieren.

Hinderlich am fehlenden Glück seien unsere *Blockaden*. „Den Schlüssel finden Sie in Ihrem Inneren. Erst wenn es gelingt, mentale, emotionale und seelische *Blockaden* aufzulösen, kann ein wirklich erfülltes Leben gelingen.“

Beliebige Zitate aus unzähligen inhaltlich immerzu gleich lautenden Angeboten.

Auch die belastenden Verhältnisse unter denen Kinder leiden, werden nicht in Frage gestellt, sondern die Kinder werden „behandelt“. Diese müssten widerstandsfähiger und resilienter werden. In einem katholischen Bildungshaus in der südlichen österreichischen Provinz bietet eine Kindermental- und -entspannungstrainerin einen „Achtsamkeits-Workshop für Kinder ab 3 Jahren und ihren Familien“ an, da „unsere Kinder den Druck unserer Gesellschaft schon früh zu spüren bekommen“.

Staatliche Einrichtungen und Politikerinnen rühren ebenso fleißig die Werbetrommel – für *gesundes* und *nachhaltiges Verhalten* sowieso, aber auch die Schlagwörter *Diversität* und *Inklusion* werden auf alle Fahnen geheftet. Mitunter wird sogar versucht, die Wirtschaft zu animieren, Menschen aller Nationen, Religionen, sexueller Orientierungen und jeden Alters die selben Möglichkeiten am Arbeits- oder Wohnungsmarkt zu bieten. Und zur *Inklusion* benachteiligter Gruppen sollen Sozialarbeiterinnen mit anpacken.

Transformation wohin?

Je abstruser, krankmachender, unsozialer, lebensbedrohlicher unsere Lebensbedingungen geworden sind, desto lauter verkünden all die Speaker ihre Verheißungen. Jeder Einzelne bräuchte nur sein Verhalten und seine Denkweise ändern, dann ändere sich angeblich auch die Gesellschaft. Viele sehen bereits die entscheidende Transformation heraufdämmern. Aber wie das gelingen soll, ohne jeden Anflug von Kritik oder Analyse, bleibt ein Rätsel. Die Grundlagen unseres Systems zu erkennen, zu benennen und zu verändern, findet kaum

jemand der Mühe wert. Dass es auf Konkurrenz gebaut ist, in dem es folglich Gewinner und Verlierer geben muss, wird in diesem grandiosen Rettungsszenario nicht berücksichtigt. Auch nicht, dass unsere gesellschaftlichen Verhältnisse seit der Industrialisierung auf einem Weltbild fußen, in dem immer vehementer versprochen wird, mittels Technik und noch ausgefeilterer Technik unser Dasein zu erleichtern und uns von allen Sorgen zu befreien. Schon gar nicht will erkannt werden, wie sehr all unsere Kompetenzen immer mehr ausgelagert und wir selbst zunehmend entmündigt wurden. „Experten“ nehmen uns in allen Belangen die Entscheidungen ab und geben den Kurs vor. Ganz zu schweigen von der Produktion – sowohl das Was als auch das Wie wurde uns buchstäblich aus der Hand genommen. Entstanden ist ein Klima von Konkurrenz und Neid, Ängsten und Verunsicherungen, Misstrauen der Umgebung und dem Nächsten gegenüber. Die Folge ist Vereinzelung und Vereinsamung. Verhältnisse, die Menschen für Totalitarismus anfällig machen.

Aber mit *Achtsamkeit*, *Selbstermächtigung* und all den Zauberformeln sollen wir ganz einfach Herr und Frau über unser Wohl und Glück werden? Warum werden diese vollmundigen Postulate nie an die Verursacher all des Leids und der immer gravierender werdenden Missstände gerichtet? Selbst wenn wir von den weltpolitischen Krisen und Katastrophen einmal absehen, wenigstens in der Realität unseres ganz normalen Alltags müssten diese *Tools* doch ein bisschen Wirkung zeigen. Anstatt dessen wird die Diskrepanz zwischen den Beteuerungen und der Wirklichkeit immer größer.

Selbstermächtigung, wie denn?

Werfen wir einen Blick auf Gegebenheiten, mit denen wir täglich konfrontiert sind. Höchst merkwürdig, es wird immerzu gesundes Verhalten eingefordert – jeder sei ja selbst verantwortlich für sein Wohlergehen. Aber viele wissen nicht einmal, wo sie ein bisschen Ruhe finden können. Ihr Zuhause wird seit vielen Jahre durchgehend von Höllenlärm einer Großbaustelle nach der anderen zugehörnt. Und zahlreiche Städte sind überdies massiv von Fluglärm betroffen. In Wien begannen die Überflüge vor gut 25 Jahren. In einer Einflugschneise, die jeweils bei Wind aus der östlichen Hälfte bedient wird, kreischen bis zu 400 Maschinen pro Tag in Minutenabständen über die ganze Stadt. Außerdem nimmt die Flughöhe ständig ab, also wird der Lärm noch stärker und die Flugzeiten dehnen sich immer mehr aus. Auch liegen viele

Erholungsgebiete, einige Spitäler und Altersheime mitten in dieser Einflugschneise. Als 1999 damit begonnen wurde, gab es Widerstand in Form zahlreicher Bürgerinitiativen, die jahrelang aktiv waren. Ergebnis: Null! Die Wiener Flugsicherungs-Gesellschaft bedauert nur, die ursprünglich vereinbarte Anzahl der Überflüge nicht einhalten zu können, weil es leider immer öfter Wind aus der östlichen Hälfte gibt. Aber auch vor 1999 landeten viele Flugzeuge in Schwechat, die allerdings nie über Wien geflogen sind. Hier gab es sogar ein generelles Flugverbot. Nun seien die Überflüge aus Gründen der Rationalität notwendig.

Wenigstens im Sommer war es früher möglich, sich an den schönen Naturgewässern in Wien und Umgebung, teilweise sogar Naturschutzgebiete, zu erholen. Aber seit den Errungenschaften der Digitalisierung in Form unzähliger von den Besuchern mitgeführter Bluetooth-Boxen wird alles flächendeckend mit unterschiedlichsten Sounds gleichzeitig beschallt. Kopfhörer zu verwenden, wäre zu viel verlangt. Keine Awareness-Teams weit und breit. Die Politik stellt sich stocktaub. *Diversität* und *Integration* für jene, die Naturgeräusche pur hören möchten, das ginge zu weit. Oder sind es nur meine *überholten Glaubenssätze, Muster und Blockaden*, die mich hindern, den monotonen Hammer-Sound und das Wummern der Bässe zu genießen? Auch fragt niemand, was Menschen eigentlich veranlasst, in Erholungsgebieten Geräusche loszulassen, die sich von Maschinengewehrgeknatter kaum unterscheiden, oder mitten im Wald meterhohe Boxen aufzustellen, deren Gedrohne kilometerweit zu hören ist. Da stimmt doch grundsätzlich etwas nicht in der Gesellschaft. – Ein Erlebnis aus einem Jahr knapp vor dem radikalen Sprung in das Bluetooth-Boxen-Zeitalter wirkt geradezu antiquiert: Zwei junge Männer unterhielten sich an der Alten Donau angeregt über das Wasser. Das Wasser schlechthin. Schließlich der eine zum anderen: „Ja, wenn es etwas gibt, das heilig ist, dann ist es das Wasser.“

Warum fragen – ein Tabu

Selbst jeder Weg in einen Supermarkt, einen Drogeriemarkt oder gar in ein Bekleidungsgeschäft wird zum Spießrutenlauf zwischen den Lautsprechern, die dich zwangsbeschallen. Aber Halt, ein besonders achtsamer Kopf im Rewe-Konzern hat sich doch etwas einfallen lassen – für Menschen im Autismus-Spektrum. Mittlerweile bieten österreichweit 19 Filialen (von 1300) eine „Stille Stunde“ pro Tag an. Diese wird vom Konzern mit folgen-

den Worten beworben: „Viele Lichter, Marktdurchsagen, das Piepsen an der Kassa und andere Menschen gehören zum täglichen Einkauf – vor allem in Stoßzeiten – einfach dazu. Für Personen mit Autismus stellen diese Reize jedoch eine große Herausforderung dar. Deshalb hat Billa im Sinne der Inklusion und des sozialen Miteinanders die ‚Stille Stunde‘ eingeführt. In diesem Zeitraum werden akustische und visuelle Reize für Kund:innen mit Autismus minimiert.“

In einer Salzburger Filiale wurde diese Sonderstunde letzten Sommer eingeführt. Die *Salzburger Nachrichten* berichteten in der Lokalbeilage „Aus Stadt und Land“ darüber. Zahlreiche Leserbrief-Schreibende griffen daraufhin zur Feder. Der Grundtenor lautete: „Nicht nur Autisten brauchen Ruhe.“ „Auch für die Angestellten eine Zumutung dieser Lärm.“ „Geht jemandem die Beschallung im Supermarkt und in nahezu jedem Geschäft ab? Bitte melden.“ „Als Kunde wird man nicht gefragt.“ – Zufall oder nicht, vier Tage später gab es einen Leitartikel von Bernhard Flieher in der bundesweiten Ausgabe der *Salzburger Nachrichten* mit dem Titel: „Immer auf die Ohren und kräftig aufs Hirn“. Eine wahre mediale Rarität! Darin heißt es: „Der Lärm, in dem wir uns durch die Welt bewegen, lässt uns nicht zur Ruhe kommen. Das ist Absicht. ... Dieses Dröhnen wird aus ökonomischem oder politischem Kalkül verstärkt. Dann hängt der Lärm der Propaganda in der Luft wie der von Bombendetonationen. Es rattert die Maschinerie des Marketings. Es brüllt die Ablenkung einer allmächtigen Unterhaltungsindustrie. Verdammt eng geworden ist es für die Ruhe.“ Diese „wird längst verkauft auf einem Markt, der Rückzug und Stille als touristisches Angebot im Programm hat“. – Danke, dass einmal einer Tacheles spricht! Wer wagt es noch, die Tatsachen zu benennen? Selbst jedes *Warum* fragen wurde offenbar zu einem Tabu.

Kritik nur mehr eine nostalgische Vignette?

Es wird zwar immerzu gefordert, sich gesellschaftlich zu beteiligen, politisch einzubringen, mitzubesimmen, das Umfeld mitzugestalten. Aber offenbar nur, wenn es zufällig zwischen die flächendeckenden Widersinnigkeiten irgendwo hineinpasst – wie ein paar Blumenrabatte zwischen Gehsteig und Parkplätzen. Oder gar, um zweifelhafte Entwicklungen mitzutragen? Ethik-Kommissionen oder Mediationen dienen meist auch nur dazu, fragwürdige Neuerungen ohne großen Widerstand durchzusetzen.

Kritik beschränkt sich in den etablierten Medien größtenteils nur mehr auf offizielle politische oder wissenschaftliche Verlautbarungen. Etwa wenn der EU-Rechnungshof bemängelt, die Länder würden zu wenig für Lärmschutz unternehmen. Oder kürzlich auf orf.at gar die Schlagzeile: „Stetiger Fluglärm schädigt Gesundheit. Eine Studie zeigt erstmals die konkreten Auswirkungen von permanentem Fluglärm auf das Herz. Bei der Auswertung von Herzaufnahmen per Magnetresonanztomografie stellte ein Forschungsteam fest, dass die linke Herzkammer bei Menschen, die Fluglärm in besonderem Maße ausgesetzt waren, um durchschnittlich sieben Prozent schwerer war als bei anderen.“ – „Erstmals“? Welch Hohn! Wenn mich nicht alles täuscht, war die Erkenntnis der gesundheitlichen Gefahren von Lärm bereits vor 40 Jahren viel präsenter, und das bei noch wesentlich weniger Lärm! – Fundierte Reportagen gibt es kaum mehr. Betroffene dürfen immer weniger zu Wort kommen. Kritik ist meist nur Theaterdonner in der demokratischen Inszenierung, der niemand schreckt. Eine Als-ob-Kritik, damit niemand sagen kann, es gäbe sie nicht. Eine nostalgische Vignette.

Widersprüche ohne Einspruch

Beispiele gibt es allzu viele, die mich täglich fragen lassen, was ist aus unserer Welt geworden? Nicht nur weltpolitisch, sondern auch den Alltag betreffend. Aber je aberwitziger die Realität wird, desto eindringlicher raten dir die Achtsamkeitstrainerinnen, dich lieber um dein *höheres Selbst* zu kümmern, und dich mit deiner *inneren Kraft* zu verbinden. Soll denn die Gigantomanie an Widersinn ignoriert werden? Zum Beispiel versinnbildlicht in den noch immer ungeheuer schnell anwachsenden Mengen an Bekleidung und Schuhen. Von ausgebeuteten Arbeitskräften unter ungesunden Verhältnissen produziert, von schlechter Qualität, bestehend aus umweltschädlichen Materialien, kurzlebig, weite Transportwege zurücklegend.

Die Megalomanie an Nonsense spiegelt sich auch im Über- und gleichzeitig Unterangebot an Informationen. Trotz der unglaublichen Ansammlung an digitalen Angeboten ist selten jene Auskunft oder Hilfe zu bekommen, die gerade benötigt wird. Im Handel gibt es kaum mehr Fachauskünfte. Und telefonisch, egal wo, hängst du in der Warteschleife oder darfst mit der KI Vorlieb nehmen. Auch bei der Österreichischen Post funktioniert das Einfachste immer weniger. Zu wenig Angestellte müssen zu viel Arbeit erledigen. Oder Tätigkeiten werden einfach ausgelagert. Wen wundert es, dass

dabei nichts Gutes herauskommt. Viele Briefe und Pakete werden an falsche Adressen oder mit großer Verspätung zugestellt. Es passieren viele Fehler und Pannen, die den Empfängern großen Stress, zeitlichen Aufwand, und oft auch finanziellen Schaden bescheren. Aber wenn die Rendite dieses börsennotierten Unternehmens stimmt, verstummen Politik, Arbeiterkammer, Gewerkschaft und Konsumentenschützer. Bei einem operativen Ergebnis im Jahr 2024 von 207,3 Millionen Euro wollen sie nicht kleinlich sein und sehen über die eklatanten Missstände großzügig hinweg.

Es kümmert auch niemand, dass sich die Forderung nach umweltfreundlichem Verhalten und Ressourcenschonung komplett widerspricht mit der unglaublichen Forcierung der Digitalisierung und den Anwendungen von KI mit ihrem enorm hohen Stromverbrauch. – Auch dieser Widerspruch bleibt ohne Einspruch: einerseits immer wieder „Licht-aus“-Aktionen durchzuführen, um auf die Lichtverschmutzung hinzuweisen, und andererseits sind an immer mehr Häusern im Eingang und in den Garageneinfahrten die Bewegungsmelder komplett falsch eingestellt. Diese schalten das grelle Licht jedes Mal ein, wenn auch nur jemand am Gehsteig vorbeigeht, oder bei jedem Auto, das auf der Straße fährt – trotz einer Reihe parkender Autos dazwischen.

Calvinistische Prädestinationslehre?

Vor 40 Jahren wurde ebenfalls lautstark die nahende Rettung verkündet, als der sogenannte Neoliberalismus ausgerollt wurde und uns der AKW-Supergau in Tschernobyl in Angst und Schrecken versetzte. Damals stand das sanfte Wassermann-Zeitalter hoch im Kurs. Es wäre astrologisch ohnehin unausweichlich, wir müssten nur bereit dafür sein. Gesellschaftspolitisches Engagement hingegen wurde für obsolet erklärt, denn es soll gar nicht eingegriffen werden in das Schicksal von Menschen, denen es schlecht geht. Das würde sie nur stören, ihr Karma aus früheren Leben abzutragen. – Heute wird wiederum verkündet, wir stünden unmittelbar vor der Transformation. Damals wie heute die zentrale Botschaft: „Wir schaffen uns die Realität durch unser Bewusstsein selbst.“ Ein höchst egozentrisches Konzept. Einerseits eine völlige Selbstüberschätzung, andererseits sucht man den Gedanken an den Nächsten, die Sorge um die Gemeinschaft hier vergeblich. Anstatt dessen wird ein gigantisches Business aufgebaut, das die Anleitung zu *Achtsamkeit*, *Selbstfürsorge*, *Selbstermächtigung* ver-

marktet und weitere Anbieter ausbildet. Fast so etwas wie ein Pyramidenspiel. Auch bei digitalen Nomaden sehr beliebt.

Freilich werden die Begriffe *Achtsamkeit*, *Selbstermächtigung* etc. durchaus mit unterschiedlichen Inhalten gefüllt, und Praktiken zu unterschiedlichen Zwecken angewandt. Aber die „Anwendung“ als Fluchtvehikel scheint recht verlockend. Folgende Zeilen sind keineswegs eine Einzelmeinung. Sie klingen wie aus einem weit verbreiteten Lehrbuch: „Ein hoch entwickeltes Bewusstsein bedeutet, sich von jeder Erwartung zu lösen, dass sich im Außen etwas ändert. Wer sich auf das Außen konzentriert, der hat schon verloren. Er drückt sich selbst den Stempel der Ohnmacht und des Mangels auf oder befeuert die Kriegsmaschinerie, die alles in die Zerstörung treibt. Im Inneren gilt es, für Harmonie zu sorgen und sich auf die Frequenzen des Schöpferischen einzustellen. So darf sich jeder fragen: Wie sieht es bei mir aus? Bin ich von Menschen umgeben, die mich erniedrigen oder die mich erhöhen? Lebe ich das Leben, das ich mir wünsche? Bin ich im Mangel oder im Überfluss?“ (Kerstin Chavent, fleißige Autorin von *Manova*, vormals *Rubikon*)

In der Esoterik-Bewegung der 1980er und 90er Jahre wurde alles Bedrohliche einfach positiv gewendet – auch die Radioaktivität, das Ozonloch etc. Heute sind es Gentechnik und KI, die uns erleuchten können. Noch einmal Chavent: „Göttlich, so die Bewusstseinstrainerin Sandra Weber, ist alles, was natürlich ist, alles, was liebt, was pulsiert, leuchtet und verbunden ist. Wir haben die Wahl, uns per Genmanipulation und künstlicher Intelligenz (KI) immer mehr entmenslichen zu lassen oder unser multidimensionales Potenzial zu entdecken, unsere Fähigkeit zu Telepathie, Telekinese und Teleportation. ... Lassen wir durch KI die eigene Lichtkörperaktivierung unterbrechen oder wählen wir die Erhebung und das Vertrauen in unsere Göttlichkeit?“

Sind jene Menschen, die das allumfassende Glück nicht erreichen, des Erfolgs nicht wert? Die von Armut, Wohnungslosigkeit, Krankheit oder Krieg Betroffenen. Haben sie noch nicht ergründet, was sie wirklich wollen (das oberste Gebot!), und ihre Ziele zu wenig konsequent verfolgt? Spiegelt sich hier eine ins Diesseits verlegte Wiederkehr der calvinistischen Prädestinationslehre?

Hermann Engster

Thomas Müntzer, Befreiungstheologe, Sozialrevolutionär

*„Die Herren machen das selber,
dass ihnen der arme Mann feind wird.
Die Ursache des Aufruhrs wollen sie nicht wegtun.
So ich das sage, muss ich aufrührerisch sein.“
(Thomas Müntzer, Hochverursachte Schutzrede, 1524)*

Vor 500 Jahren, am 27. Mai 1525, wurde Thomas Müntzer, geistlich-geistiges und politisches Haupt der Bauernaufstände, im thüringischen Mühlhausen gefangengenommen, gefoltert, enthauptet, sein Kopf auf einen Pfahl gespießt, der Leib bis zur Verwesung öffentlich ausgestellt.

Wer war Thomas Müntzer?

Geboren wird er um 1489 in Stolberg am Südharz, er studiert Theologie, ist Anhänger der Reformation Luthers, unterstützt dessen Feldzug gegen Papsttum und bigotten Klerus; wird Prediger in Zwickau, von dort vertrieben, weil er das unmoralische Treiben der katholischen Bischöfe und Mönche anprangert; erhält eine Pfarrstelle in Allstedt am Südharz, wo er 1523, zum ersten Mal und noch vor Luther, einen Gottesdienst in deutscher Sprache und der Gemeinde zugewandt hält; der Graf von Mansfeld verbietet deshalb seinen Bergleuten die Predigtteilnahme; erhält schließlich eine Stelle im größeren Mühlhausen.

Müntzer lebt in einer aus den Fugen geratenen Zeit. Der Reichsverband zerfällt und ist politisch zersplittert, der Kaiser zu einem Fürsten neben den andern degradiert, diese usurpieren eigne Hoheitsrechte, führen Kriege auf eigne Faust, unterwerfen sich große Teile des niederen Adels, Handel und Landwirtschaft sind rückständig, die Steuerlast ist drückend, lastet hauptsächlich auf Bauern, Leibeigenen, Hörigen. Wenn den Fürsten das Geld für ihre Hofhaltung mit Turnieren und Festen, mit denen sie renommieren, nicht reicht, wird es durch betrügerische Finanzmanöver vermehrt, auch durch Plünderungen beschafft, wozu auch die bedeutungslos gewordene und teilweise zum Raubrittertum verkommene Ritterschaft sich hergibt.

Gedeckt wird das alles von einer korrupten Justiz und geheiligt von der durch Zölibat und Kirchenverfassung an Grundbesitz immens reich gewordenen Kirche als ideologischer Stütze des Feudalismus.

Sie geht mit allen Schikanen gegen die aufbegehrenden Bauern vor. Neben den Schrecken der Folter, für welche die Staatsmacht ihr bereitwillig zur Hand geht, sind es: Bannfluch, Erpressungen im Beichtstuhl, verweigerte Absolution, Drohungen mit ewiger Höllenpein bei mangelndem Gehorsam; um von den Bauern Geld zu ergaunern, kommen hinzu: Erbschleicherei, Urkundenfälschungen, Ablasshandel, Verkauf wundertätiger Heiligenbilder, Reliquien: „Die Kirche hat einen guten Magen, / Hat ganze Länder aufgeessen, / Und doch noch nie sich übergessen“, wie schon im 18. Jahrhundert ein Kirchenexperte feststellte. (Heute besitzt die katholische Kirche in Deutschland einen Grundbesitz, der dreimal so groß wie das Saarland ist; in Österreich so groß wie das Bundesland Vorarlberg.)

Müntzer blickt nicht nur hinauf zu den Sternen seines Glaubens, sondern auch hinunter auf die Gassen. Durch seine Verbindung mit dem Volk lernt er dessen Nöte kennen und solidarisiert sich mit den Armen, organisiert Krankenpflege, Armenspeisung, Räume für Obdachlose. Und geht an die Wurzeln der Ungerechtigkeit.

Als Gesellschaftstheorie steht ihm nur das affirmative kirchliche Weltbild mit der von Gott eingesetzten Obrigkeit zur Verfügung: *Denn es gibt keine staatliche Gewalt, die nicht von Gott stammt; jede ist von Gott eingesetzt.* (Paulus, Römer 13,1) Diese Obrigkeit sind die herrschenden Stände: der Klerus

als erster Stand, der Adel als zweiter. Untertan sind ihnen fünfundneunzig Prozent des Volks: Handwerker, Händler, Knechte, Mägde, Tagelöhner, Bauern, in der Masse vor allem diese.

*Als Adam grub und Eva spann, /
Wer war alsdann der Edelmann?*

(Parole der aufständischen Bauern,
1381 in England, 1483 in Deutschland)

Eine zeitgenössische kritische Sozialtheorie steht Müntzer nicht zur Verfügung, hingegen eine andere, uralte: Er findet sie in der Bibel, im Kommunismus der Urkirche.

Und die Menge der Gläubigen war ein Herz und eine Seele; und auch nicht einer sagte, dass etwas von seinen Gütern sein eigen sei, sondern alle Dinge waren ihnen gemeinsam. ... Es litt auch niemand unter ihnen Mangel; denn die, welche Besitzer von Äckern oder Häusern waren, verkauften sie und brachten den Erlös den Aposteln, und man teilte jedem aus, wie er bedürftig war.

(Apostelgeschichte 4,32-35)

Die Religion wird Marx später das „Opium des Volks“ nennen. Zu Recht. Aber es ist dieses Rauschgift der Gleichheit und Solidarität im Geist der Urkirche, das Müntzers und Tausender seiner Gefolgsleute Hirn und Herz illuminiert. Müntzer steht in der Tradition der christlichen Mystik, aber anders als die Mystiker richtet er seine religiöse Glut nicht in sein Inneres, zu einer Unio mystica mit Christus, sondern richtet sie nach außen, wendet sie denen zu, welchen Jesus von Nazaret zugerufen hat: *Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid!* (Matthäus 11,28) Und so wie dieser, bevor er zu seiner Bergpredigt anhub, den Menschen zu essen gab, so gilt Müntzers Sorge zuallererst dem irdischen Wohl der Menschen: dass sie frei seien von Armut und Elend, Ausbeutung und Unterdrückung.

Des Protestanten Müntzers theologische Doktrin steht in Gegnerschaft nicht nur zum Katholizismus, sondern zum herrschenden Christentum überhaupt. In christlichen Formeln lehrt er einen modernen, schon an Spinoza („Gott in allem“) und sogar an Engels' Zeitgenossen David Friedrich Strauß gemahnenden Pantheismus, der stellenweise, wie Engels meint, sogar an den Atheismus streift. Nicht die Bibel ist für Müntzer die einzige Offenbarung, sondern die Vernunft: Der Heilige Geist sei das Lebendigwerden der Vernunft im

Menschen selbst, und dadurch werde der Mensch vergöttlicht, Jesus Christus ein Mensch wie wir, ein Prophet und Lehrer, sein Abendmahl ein einfaches Gedächtnismahl ohne mystischen Zauber, Beruf der Gläubigen sei es, das Reich Gottes hier auf Erden zu errichten. (S. 42 f., s.u.)

Als Pfarrer in Mühlhausen prangert Müntzer Missstände und Ausbeutung an, befürwortet den gewaltsamen Widerstand, fordert, dass „einer selbstgefälligen, tyrannischen und gottlosen Obrigkeit“ das „Schwert zu entwenden sei“. Es ist der Anstoß zum Bauernkrieg.

*Die Gewalt soll gegeben werden
dem gemeinen Volk.*
(Thomas Müntzer)

Friedrich Engels hat die historische Bedeutung dieser Bewegung erkannt und ihr eine eigne Abhandlung gewidmet, zuerst 1850 publiziert von Marx in der *Neuen Rheinischen Zeitung*, dann 1870 als eigenständige Publikation. Sie ist neu herausgegeben vom Göttinger Germanisten Heinrich Detering (Reclam, 2023, UB 14333) samt einem Essay; daraus wird zitiert.

Es kommt zu Aufständen, Klöster als Brutstätten der klerikalen Verlogenheit und Schatzkammern der den Bauern abgepressten Güter und Gelder werden von den zornentbrannten Bauern erstürmt und geplündert. Die Aufstände breiten sich von Thüringen bis Tirol, ins Allgäu und ins Elsass aus. Luther sieht sein Reformwerk gefährdet, denn für dessen Durchsetzung ist er auf das Wohlwollen der Fürsten angewiesen. Und gerät in Panik. Im Mai 1525 verfasst er seine an die Fürsten gerichtete mörderische Hetzschrift *Wider die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern*. Er wütet:

Drum soll hier zuschmeißen, würgen und stechen, heimlich oder öffentlich, wer da kann, und gedenken, dass nichts Giftigeres, Schädlicheres, Teuflischeres sein kann denn ein aufrührerischer Mensch, gleich als wenn man einen tollen Hund totschiessen muss: Der Esel will Schläge haben, und der Pöbel will mit Gewalt regiert sein.

Ein Tiefpunkt neben seinen jüdenfeindlichen Pamphleten. Das Pamphlet gegen die Bauern hat er später bedauert, seine nicht minder fürchterlichen Hetzschriften gegen die Juden nicht.

Müntzer findet unter den Bauern in Thüringen und Hessen zunehmend Anhänger. Zehntausend strömen nach Mühlhausen, Müntzer selbst führt 300 Mann an. In Frankenhausen im Mansfeld sammeln sich die Aufständischen. Sie schwenken die Regenbogenfahne, eine Fahne, die Müntzer selbst hat anfertigen lassen und an der Kanzel seiner Kirche befestigt hat. Abgebildet ist darauf der Regenbogen als Zeichen von Gottes Bund mit den Menschen nach der Sintflut (Genesis 9,12-16), und darunter die Worte geschrieben: *verbum domini maneat in eternum* (das Wort des Herrn bleibe in Ewigkeit) und *dis ist das zeichen des ewigen bundes gotes*. Es weiß kaum einer, dass die heutige Regenbogenfahne als Symbol der emanzipatorischen Diversität in Geschlecht, Religion und Sexualität hier ihren Ursprung hat.

In seiner *Feldpredigt* vor der entscheidenden Schlacht von Frankenhausen spornt Müntzer die Bauern zum Kampf an:

Lieben Brüder, ihr seht, daß die Tyrannen unsere Feind so da seind, und unterstehen sich, uns zu erwürgen. Nun, lieben Brüder, ihr wüßt, daß ich solche Sach aus Gottes Befehl hab angefangen und nicht aus eignem Fürnehmen oder Kühnheit, denn ich kein Krieger mein Tag nie gewesen bin. (...)

Was seind aber die Fürsten? Sie seind nichts dann Tyrannen, schinden die Leut, unser Schweiß und Blut vertön sie mit Hoffieren, mit unnützen Pracht, mit Huren und Buben. ... Sie nehmen sich des Regiments nicht an, hören die armen Leute nicht, sprechen nicht Recht, wehren nicht Mord und Raub, strafen kein Frevel und Mutwill, verteidigen nicht Witwen und Waisen, helfen nicht den Armen zu Recht, schaffen nicht, daß die Jugend recht erzogen würd zu Guten, sondern verderben allein die Armen je mehr und mehr mit neuen Beschwerden, brauchen ihrs Macht nicht zu Erhaltung Friedens, sonder zu eignem Trutz ... verderben Land und Leut mit unnötigen Kriegen, Rauben, Brennen, Morden.

(www.bauernkriege.de/predigt)

Terrorismus der Fürsten. Da ist der Herzog Ulrich von Württemberg, dessen Habgier die Bauern 1513/14 zu Hungerrevolten treibt, der zunächst Verträge mit ihnen abschließen muss, sie dann aber, wieder erstarkt, bricht, Städte und Dörfer plündert, 1600 Bauern gefangen nimmt, viele enthaupten lässt, die übrigen zu schweren Geldstrafen „zum Besten von Ulrichs Kasse“ (S. 67 f.) verurteilt.

Infelix Austria

In Österreich lässt die Regierung, verschreckt durch die protestantisch inspirierten Bauernaufstände in Deutschland, die deshalb als verdächtig geltenden protestantischen Pastoren durch katholische Geistliche ersetzen, damit der Sturm der Bauernerhebung in Deutschland nicht ins eigne Land wehe. Denn nicht minder bedrückend stellt sich die Situation der Bauern in Österreich dar, z.B. die Behandlung der Bauernkinder:

Ab 1550 durften die Adligen die Kinder ihrer Untertanen für Dienstleistungen einsetzen. Zumeist besonders schlecht behandelt, flohen diese jungen Arbeitssklaven von den Gutshöfen und mussten bei Strafe von ihren Eltern zu den Schindern zurückgebracht werden. Noch ungeschützter vor Willkür und Habgier vegetierten die Waisenkinder.

(www.bauernkriege.de/oesterreich)

Im Bistum Salzburg treiben religiöse Verfolgungen und Steuerbedrückungen Bauern und Städter zum Widerstand. Den Verfolgern in Deutschland steht die hiesige Geistlichkeit in nichts nach. Der Erzbischof überfällt 1524 die Stadt mit angemieteten Landsknechten, terrorisiert die Stadt mit den Kanonen des Schlosses Salzburg, verfolgt die ketzerischen Prediger. (S. 125) Dies führt zum allgemeinen Aufstand. Bauern und Bergleute organisieren sich, schließen wie die deutschen Bauern einen christlichen Bund, befreien die Stadt, belagern das Schloss. So stark ist die Bewegung, dass „das ganze Salzburger Land und der größte Teil von Oberösterreich, Steiermark, Kärnten und Krain in den Händen der Bauern war“. (S. 126) Michael Geismeyer, ehemals Sekretär des Fürstbischofs von Brixen, schließt sich den Aufständischen an, er ist „das einzige bedeutende militärische Talent unter sämtlichen Bauernchefs“ (S. 126) und erringt zunächst Siege, muss dann aber vor der Übermacht kapitulieren. Die Republik Venedig gewährt ihm Exil. Doch bleiben Erzbischof und Erzherzog in ständiger Furcht vor ihm und lassen ihn 1527 von einem bezahlten Killer umbringen. (S. 126 ff.)

Was seind aber die Fürsten? Sie seind nichts dann Tyrannen, schinden die Leut, unser Schweiß und Blut vertön sie mit Hoffieren, mit unnützen Pracht, mit Huren und Buben.

Das Ende mit Schrecken

Die Entscheidung fällt in Frankenhausen. Die dort zu einem Heerhaufen versammelten zehntausend Bauern haben von Anfang an keine Chance. Müntzer selbst ist militärisch unerfahren, scheut sich aber auch nicht vor drastischen Disziplinarstrafen. So lässt er zwei Befürworter der Kapitulation angesichts der Übermacht des Fürstenheeres töten, um „wieder einigen Halt in den Haufen“ zu bringen. (S. 188) In einem, wie Engels beklagt, „unerhörten Blutbad“ (ebd.) werden 6.000 Bauern niedergemetzelt. Militärisch ungeschult und bewaffnet mit Sensen, Mistgabeln, Dreschflegeln, Piken werden sie von den teilweise berittenen Truppen der Fürsten niedergemetzelt, die Flüchtenden massakriert, die Gefangenen gefoltert, ermordet. Wäre es, fragt Detering vorsichtig, da nicht vernünftiger gewesen, dem defätistischen Rat der Abweichler zu folgen? (S. 188 f.) Vernünftiger wohl, aber Verzweiflung und Hass waren zu groß.

Müntzer selbst wird in Gegenwart der Fürsten – das Vergnügen lassen sie sich nicht nehmen – auf die Folter gespannt und dann enthauptet. Er war höchstens 28 Jahre alt, und „er ging mit demselben Mut auf den Richtplatz, mit dem er gelebt hatte“. (S. 122) Die Rache der durch Gottes Gnade auserwählten aristokratischen Elite ist maßlos:

In Fulda hatte der Mann Gottes Philipp von Hessen sein Blutgericht begonnen; er und die sächsischen Fürsten ließen in Eisenach 24, in Langensalza 41, nach der Frankenhauser Schlacht 300, in Mühlhausen über 100, bei Görmar 26, bei Tüngeda 50, bei Sangerhausen 12 Rebellen mit dem Schwert hinrichten, von Verstümmelungen und andern gelindern Mitteln, von Plünderungen und Verbrennungen der Dörfer und Städte gar nicht zu reden. (S. 122)

Die Verstümmelungen bestehen darin, dass den Menschen zur lebenslangen Schändung Nase und Ohren abgeschnitten werden. Nicht ausdenken mag man sich, wie bei den Plünderungen durch eine enthemmte Soldateska es den Frauen und Mädchen ergangen sein mag.

Die Stadt Mühlhausen muss sich bedingungslos ergeben, weitere Oppositionelle werden hingerichtet. Der alte Rat und die katholische Kirche werden wieder eingesetzt, die ehemals nur dem Reich untergeordnete Stadt wird dem Fürsten unterworfen und muss auf Jahre hinaus hohe Kontributionen entrichten.

Auch das deutsche Volk hat seine revolutionäre Tradition.

*(Friedrich Engels,
Der deutsche Bauernkrieg)*

Engels stützt sich in seiner Studie auf die dreibändige Darstellung von Wilhelm Zimmermann (Leipzig 1841-1843) und formt ein Destillat daraus. Zimmermann beschreibt den Krieg auf der Grundlage eines tiefen Quellenstudiums, schildert differenziert die komplexen Charaktere der Protagonisten Müntzer und Luther, und erzählt brillant und leidenschaftlich.

Weshalb aber wendet sich Engels, einer der führenden Revolutionäre der Arbeiterbewegung, einer Begebenheit zu, die mehr als dreihundert Jahre zurückliegt? Er sagt es gleich im Vorwort:

Auch das deutsche Volk hat seine revolutionäre Tradition. Es gab eine Zeit, wo Deutschland Charaktere hervorbrachte, die sich den besten Leuten anderer Länder an die Seite stellen können, wo das deutsche Volk eine Ausdauer und Energie entwickelte, die bei einer zentralisierteren Nation die großartigsten Resultate erzeugt hätte, wo deutsche Bauern und Plebejer (: Kleinbürgertum wie Händler, Handwerker) mit Ideen und Plänen schwanger gingen, vor denen ihre Nachkommen oft genug zurückschauern.

Erzähltechnik und Stil in Engels' Darstellung sind nicht minder brillant als die von Zimmermann, Detering rühmt sie als „literarisches Meisterwerk“. Aber im Unterschied zu Zimmermanns emotionaler Erzählweise ist Engels' Darstellung eher analytisch-kühl, gelegentlich klingt Bewunderung durch, zumeist aber ist sie von Ironie, Hohn, Sarkasmus geprägt. Doch manchmal, stellt Detering mit Sympathie für Engels fest und zeigt es an bestimmten Stilmitteln, „kann die bewusste Kühle der analytischen Darstellung beinahe wie ein Bemühen um Abwehr einer überwältigenden Trauer erscheinen“. (S. 183) Fürwahr, es ist Trauer, tiefe Trauer, die Engels' Darstellung als Grundtonart prägt.

Er zieht seiner Darstellung jedoch andere Linien als Zimmermann ein. Haben die bisherigen Historiker die Bauernkriege vor allem in der Perspektive religionspolitischer Auseinandersetzungen betrachtet, so erkennt Engels „in den sogenannten Religionskriegen des sechzehnten Jahrhunderts Klassenkämpfe“, die sich lediglich „unter einer religiösen

Decke verbargen“ (S. 27) Die Bauernkriege sieht er als Vorgeschichte der gegenwärtigen Kämpfe, in denen er, gleich dem Aufbegehren der Bauern damals, das „Grollen vieler tausend einheimischer Proletarier“ seiner eignen Zeit vernimmt. (Ebd.) Müntzer sieht er „zur Vorahnung des Kommunismus getrieben“ (S. 103). Die aufbegehrenden Klassen von damals ähneln denen von heute, insonderheit denen der Bauern: „Der deutsche Bauer von damals hatte dies mit dem modernen Proletarier gemein, dass sein Anteil an den Produkten seiner Arbeit sich auf das Minimum von Subsistenzmitteln beschränkte,“ (S. 129), der „robuste Vandalismus des Bauernkriegs“ erscheint ihm als Vorläufer der „modernen Insurrektion“. (S. 7) In den revoltierenden Bauern erkennt er, wie er in einem kühnen Bild formuliert, „das embryonische, proletarische Element“ (S. 22), im Bauernkrieg den historisch fundamentalen Gegensatz „zwischen bürgerlicher und plebejischer Opposition“. (S. 29) Die Analogie treibt Engels so weit, dass er die Bundesfahne der Bauern als die „deutsche Trikolore“ (S. 80) bezeichnet, in ihr sogar die „rote Fahne“ antezipiert. (S. 83)

Engels' Analyse wird auch der Person Luthers gerecht. Dessen mörderische Ausfälle gegen die Bauern, durch deren Aufstand er sein Reformwerk gefährdet sieht, erklärt er nicht, wie es naheliegend wäre, aus persönlichen Motiven wie Heuchelei und Opportunismus: sondern aus den ökonomischen und politischen Notwendigkeiten der Klassenverhältnisse, in denen Luther gefangen ist und sich deshalb auf die Seite der Fürsten schlägt, auf deren Unterstützung er angewiesen ist.

Das Ende aller Utopien

Doch warum ging der Bauernkrieg zugrunde? Er scheiterte, so Engels, an der Zersplitterung des Reichs in partikularistische Kleinstaaten, die eine Zentralisierung der Volkserhebung verhinderte; dazu kam es unter den Anführern der Aufständischen zu Rivalitäten, die auch von den Gegnern geschürt wurden – es war der „eigensinnige Provinzialismus, der den ganzen Bauernkrieg zugrunde richtete“. (S. 100) Auch damit zieht Engels eine Analogie zur Gegenwart, verbunden mit einer Attacke gegen die bürgerlichen Liberalen, welche die demokratischen Ideale des Vormärz verraten haben: „Die Klassen und Klassenfraktionen, die 1848 und 49 überall verraten haben, werden wir schon 1525, wenn auch auf einer niedrigeren Entwicklungsstufe, als Verräter vorfinden.“ (S. 7)

Im Scheitern der bauerlichen Aufstände sieht Engels das Scheitern der bürgerlichen Revolution von 1848 vorgezeichnet und konstatiert: „Wer profitierte von der Revolution 1525? Die Fürsten. – Wer profitierte von der Revolution von 1848? Die großen Fürsten, Östreich und Preußen.“ (S. 135) Das ist eine weitere kühne Analogie, und Detering bemerkt, bei aller weitgehenden Zustimmung zu Engels' Analysen, dazu: „Hier siegt die Polemik über die Analyse.“ (S. 175) Darüber mag man streiten.

Müntzer – Mystiker, Revolutionär, Utopist

Müntzer war ein denkerisch kühner Theologe, mitreißender Redner, hervorragender revolutionärer Führer und Organisator, der „die Fäden der ganzen Bewegung in der Hand“ hielt (S. 115), aber auch, so Engels, ein schlechter Strategie und militärisch unerfahren (S. 120); hingegen einer, der die Energie seiner Ideen aus der christlichen Mystik schöpft, wie Engels erkennt: „Müntzer hat viel aus ihr genommen“ (S. 28), ein Utopist mit chiliastischen Visionen, der das Reich Gottes auf Erden errichten will.

Diesen Vorstellungen bescheinigt Engels kritisch ein „vorzugsweise phantastische(s) Gepräge“ (S. 22) Deshalb machen, wie Detering zutreffend erkennt, die religiös fundierten politischen Ideen „dem marxistischen Analytiker ... und kämpferischen Atheisten ... Engels zu schaffen ... und er verkleinert die genuin religiöse Dimension des Konflikts, wo immer er nur kann“ (S. 192 f.), ja, macht Müntzer zu einem „halben Atheisten“ (S. 193) Doch erkennt auch Detering Müntzers revolutionäres Talent an und ebenso die sozialen Forderungen der Revolutionäre. Für diese, so Detering, „nicht auflösbare Verschmelzung von politischer und religiöser Energie“ (S. 193) findet Engels laut Detering den „prägnantesten Begriff“, und er zitiert Engels selbst: „Müntzer ist jetzt ganz Revolutionsprophet.“ (S. 119)

Dieses politisch-religiöse Momentum ist die eine Seite der historischen Konstellation; die politisch wie ökonomisch rückständigen Verhältnisse sind die andre: Beide bilden eine unüberwindbare Kluft. Müntzers Tragik in Engels' Worten:

Es ist das Schlimmste, was dem Führer einer extremen Partei (: im alten Sinn von „Gruppe, Bewegung“) widerfahren kann, wenn er gezwungen wird, in einer Epoche die Regierung zu übernehmen, wo

die Bewegung noch nicht reif ist für die Herrschaft der Klasse, die er vertritt, und für die Durchführung der Maßregeln, die die Herrschaft dieser Klasse erfordert. (S. 116)

Fünfhundert Jahre danach

Müntzers Wirkung nach dem Zweiten Weltkrieg stellt sich sehr unterschiedlich dar.

DDR – Ruhm und Zähneknirschen

Die DDR hat seine Bedeutung als Sozialrevolutionär hochgehalten. Allüberall wurden ihm Denkmäler gesetzt, Straßen und Plätze tragen seinen Namen, die weitverbreitete Fünfmärk-Banknote trug sein Bildnis; zahlreiche Schulen wurden nach ihm benannt und tragen den Namen noch heute.

Das bedeutendste Denkmal aber ist das „Bauernkriegspanorama“ in Frankenhausen: 14 Meter hoch an einer 120 Meter langen Wand, mit 3.000 Figuren, würdigt es die Klassenkämpfe der Reformationszeit. Es befindet sich in einem eigens dafür errichteten Gebäudekomplex, errichtet auf dem historischen und einst blutgetränkten Schlachtfeld.

In Auftrag gegeben wurde es Anfang der 70er-Jahre von der SED unter dem Regierungschef Erich Honecker, eingeweiht werden sollte es zum 450. Jahrestag von Müntzers Hinrichtung. Die DDR in ihrem Verständnis als „Arbeiter- und Bauernstaat“ begriff sich als ideelle Erbin der Bauernrevolution. Gestaltet werden sollte die *Frühbürgerliche Revolution in Deutschland* (so auch der Titel des Werks). Der SED-Führung schwebte dafür ein heroisierendes Schlachtengemälde im Stil des sozialistischen Realismus vor.

Als Künstler wurde der hochangesehene Maler und Rektor der Leipziger Kunsthochschule Werner Tübke verpflichtet. Doch war mit diesem eigenwilligen Menschen das nicht so einfach zu machen. Er stellte Bedingungen, stellte ungewöhnliche Entwürfe vor – die dann von der SED-Führung zähneknirschend akzeptiert wurden. Das Werk, bei dem Tübke von Mitarbeitern unterstützt wurde, entstand in den Jahren 1976 bis 1987.

Gestaltet ist das Werk in dem Tübke eignen „magischen Realismus“. Tübke nennt Albrecht Dürer und Lucas Cranach d. Ä. als seine Vorbilder. Der Eindruck ist überwältigend. Es ist ein keineswegs heroisierendes, sondern ein tief melancholisches, allegorisches Werk, eine Parabel der ganzen Epoche, mit Müntzer und Luther im Mittelpunkt. Mit Münt-

zer aber nicht als Sieger, sondern als gebrochenem Mann, als Verlierer der Geschichte. Nicht abwegig erscheint eine Interpretation des Werks, dass hier auch verborgen das Scheitern der Utopie eines sozialistischen Staats, der DDR, dargestellt sei.

Bei der Einweihungsfeier blieb die höchste Politprominenz fern, anwesend waren hohe Kulturfunktionäre, Honecker wurde durch seine Frau, Bildungsministerin Margot Honecker, vertreten. Gleichwohl kann er als Schirmherr des Panorama-gemäldes angesehen werden – er hat den Künstler machen lassen.

BRD: Entdeckung des Befreiungstheologen und Revolutionärs

Im Gegensatz zur DDR wurde in der BRD Müntzers öffentlich nicht gedacht. Gleichwohl gab es eine intensive Forschung zum Bauernkrieg. Hatte der Schwerpunkt lange Zeit auf den konfessionspolitischen Auseinandersetzungen jener Zeit gelegen, so verlagerte er sich nach der gesellschaftskritischen Umorientierung nach '68 auf die sozialrevolutionäre Dimension. Hervorzuheben sind hier die Forschungen von Peter Blickle (u.a. *Der Bauernkrieg. Die Revolution des Gemeinen Mannes*, München 1998, 3. Aufl. 2006), der den Bauernkrieg, zwar christlich grundiert, wieder als revolutionäres Geschehen darstellt. Jedoch hatte dies schon 1921 Ernst Bloch, historisch-materialistisch orientiert, in seinem Buch *Thomas Münzer als Theologe der Revolution* herausgearbeitet. Es zeitigte jedoch wenig Wirkung. 1961 hat es der Aufbau Verlag der DDR wieder (mit Blochs Ergänzungen) veröffentlicht, acht Jahre später erschien es auch bei Suhrkamp in der BRD. Die befreiungstheologische Dimension wird von Detering erneut bestärkt, ohne die sozialrevolutionäre zu schmälern. So lautet auch sein Resümee:

Er (: der Bauernkrieg) zeigt sich wieder als ein erschütterndes Aufbegehren der Armen gegen eine brutale Klassenherrschaft, das über seine Niederlage hinaus fortwirkt durch die Jahrhunderte. (S. 198)

Im letzten Satz zitiert er Engels selbst:

Auch das deutsche Volk hat seine revolutionäre Tradition.

Barbara Eder

Data-Harvesting im tristen Tal oder: Die Plantagen hinter der Plattform-Ökonomie

San José – die größte Stadt im Silicon Valley – gilt heute als „Homebase“ von durch Venture-Kapital befeuerten Technologieunternehmen. Entlang des Highway 101, der an der Küste Kaliforniens verläuft, befinden sich Firmenkomplexe von Tech-Riesen, die an miniaturisierte Städte erinnern – mit Wellness-Zonen, Fitnessstudios und Gaming-Rooms für Silicon-Soldaten mit 12-Stunden-Tagen. Es sind Kathedralen einer digitalisierten Welt, in der mittels technisch generierter Superintelligenz alle vorhandene Materie einem utilitaristischen Nützlichkeitsparadigma unterworfen werden soll. Das dabei vorherrschende Denkmodell bedient sich Metaphern, die Analogien zwischen Mensch und Computer bemühen: Menschen sind demnach nicht mehr als biomechanische Rechenmaschinen, die Informationen verarbeiten, Operationen ausführen und auf Reize aus ihrer Umgebung mit kalkulierbaren Reaktionen antworten.

Mit dem Aufkommen erster Plattformen hat sich im Internet ein Markt für die Vernutzung dieser neuen Humanoiden etabliert. Das Firmenkonglomerat des Meta-Konzerns umfasst eine Vielzahl an digitalen Portalen und Diensten – darunter Facebook, Instagram, WhatsApp und Oculus – und spielt eine zentrale Rolle bei der Sammlung, Verarbeitung und Monetarisierung personenbezogener Daten. Über digitale Schnittstellen werden Arbeits- und Serviceleistungen Dritter in der realen Welt global koordiniert – und dabei mit minimalem Ressourceneinsatz enorme Gewinne erzielt. Konzerne wie Alphabet, Amazon, Apple, Meta und Microsoft haben auf diese Weise marktbeherrschende Positionen erreicht. Dank nahezu unbegrenzter Kapitalmittel und politischer Rückendeckung konnten sie sich weltweit als zentrale Akteure im Plattformgeschäft etablieren.

Dem vom Silicon Valley aus betriebenen „Data-Harvesting“ geht eine andere Geschichte voraus. Das massenhafte Sammeln und Extrahieren von Daten aus verschiedenen digitalen Quellen, oft mithilfe automatisierter Technologien wie Web-Scraping oder Tracking-Tools, ist an die Stelle des Pflückens und Erntens in einem ehemaligen landwirtschaftlichen Anbaugebiet getreten. Die ersten Plantagen in San José entstanden bereits zur Mitte des 19. Jahrhunderts, während des kalifornischen Goldrauchs ließen sich Siedler:innen im Raum des Santa Clara Valley nieder. Die fruchtbaren Böden und das milde Klima boten ideale Bedingungen für den Obst- und Weinanbau, Pflaumen, Aprikosen, Kirschen, Äpfel, Birnen und Nüsse wurden kultiviert. Im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert entwickelte sich das Gebiet zum Zentrum der aufkommenden Obstindustrie – lange bevor es zum digitalen Bewirtschaftungsgebiet von Tech-Konzernen werden sollte.

Die in Kalifornien erzeugten und mit Datenware gefütterten Algorithmen stehen somit in der Tradition analoger Werkzeuge – und sollen als materieller Unterbau von „starken KIs“ dennoch mehr erwirken als ein Mähdrescher oder Pflug. Als spätere Bestandteile von digitalen Werkzeugensembles bestimmten sie die gesellschaftliche Form der Arbeitsteilung vor Ort, die Fabriken zur Verarbeitung der Erträge aus dem Obstanbau kamen später hinzu. Demnach stellt die Ausbeutung durch Feldarbeit einen Vorläufer ihrer technisierten Variante dar. (Im Anschluss an Cedric J. Robinsons Theorie des „Racial Capitalism“ argumentiert Robin D. G. Kelley, dass Sklaverei und Kapitalismus untrennbar miteinander verflochten sind – nicht als zeitlich getrennte Stadien, sondern als einander konstituierende Systeme. Die Versklavung schwarzer

Menschen war demnach keine vormoderne Ausnahme, sondern eine zentrale, produktive Kraft innerhalb kapitalistischer Strukturen. Indem er die Plantage als erste moderne Fabrik bestimmt, rückt Kelley die koloniale Ausbeutung ins Zentrum kapitalistischer Entwicklung und zeigt, dass moderne Industrie nicht trotz, sondern gerade durch die rassifizierte Logik der Sklavenarbeit hervorgebracht wurde – eine Logik, die in heutigen globalen Ausbeutungsverhältnissen weiterwirkt. Vgl. Kelley, Robin D. G.: *Freedom Dreams. The Black Radical Imagination*, Boston 2002, S. 17 f.) Bewirtschaftet wurden die Plantagen nicht nur von weißen Arbeiter:innen, sondern von versklavten und rassifizierten Arbeitskräften – darunter viele Frauen.

Kleine Geschichte der ursprünglichen Akkumulation

Mit dem Aufkommen neuer Möglichkeiten in Logistik und Transport stieg die internationale Nachfrage nach konserviertem Obst. Bereits gegen Ende des Ersten Weltkriegs wurde die „heiße Ware“ aus dem kalifornischen Valley massenhaft über den Panama-Kanal verschifft; zeitgleich strömten Menschen aus ganz Amerika in das Tal, von dem man sagte, dass dort Milch und Honig flössen.

Mehr als die Hälfte aller Arbeiter:innen, die sich auf Feldern und Fabriken in Kalifornien verdingten, waren Frauen, nicht wenige unter ihnen kamen von weiter her. Ein gutes Drittel stammte aus Italien, Portugal und Mexiko, die meisten arbeiteten vor Ort nur temporär. Sie ernteten, schnitten und schälten Früchte auf Zeit, der Tageslohn variierte je nach Absatz auf internationalen Märkten; dabei verloren die Arbeiter:innen viel: Inmitten der *Great Depression* standen 18-stündige Arbeitstage auf dem Plan, unentlohnte Überstunden, verbunden mit befristeten Beschäftigungsformen, wurden schleichend normalisiert. Immer wieder gab es auch überlastungsbedingte Arbeitsunfälle: Kerben und Schnitte zierten die Hände vieler Arbeiterinnen, der heiße Sud der säurehaltigen Früchte verbrannte ihnen die Finger.

„Being clean and bright still isn't enough! Sharp-eyes experts look at each orange to make sure that only the best move along to the cartons, which will hold the finest grade“, verkündet die Landwirtschaftskooperative SUNKIST in einem Werbefilm aus den Fünfzigerjahren. Frauen, die am Fließband unbrauchbare Ware aussortierten, spielen darin nur Nebenrollen. Weniger wert als die Orangen,

die an ihnen vorüberzogen, unterlagen sie einem strengen Selektionsprozess. Für Menschen und Orangen gelten andere Gesetze: Rund, aber nicht zu rund, und reif, aber keinesfalls überreif, sollten die Früchte sein – nur dann würde man es mit der kleinen Klementine aus Algerien aufnehmen können. Eine Natur, die diese Vorgaben erfüllt, gibt es nicht; im Labor und am Acker musste sie erst erschaffen werden: Man nehme die größte Knospe einer „sortenreinen“ Art, wickle sie in Paraffinpapier und packe das Bündel dann in einen Stapel feuchter Zeitungen – auf diese Weise lässt sich selbst der wildeste Orangenbaum auf kalifornischen Plantagen noch veredeln.

Von einer Vielzahl an möglichen Orangen wurden im Silicon Valley nur zwei Sorten angebaut: *Washington Navel* und *Valencia*. Keine davon gibt es *en natura*, beide unterliegen denselben Standards der Zucht. Erst diese definieren, was eine Orange ist – und sie ist es nicht durch sich selbst. Bei der „Arterhaltung“ stoßen die Züchter:innen das „Reinhalten“ der Sorten und den Schutz vor möglichen Pathologien betreffend immer wieder auf Probleme. Misslingt die Veredelung des „Unreinen“ und „Wilden“, ist die bereits nach einem Jahr zu erwartende Ernte verloren; die *fruit pickers* hängen haben mit dem Tag ihrer Ankunft auf den Plantagen nicht mehr viel. Auf ihrer Suche nach Arbeit quer durch den amerikanischen Westen können sie nur mit sich führen, was nicht niet- und nagelfest ist. Die lokale Variante der „ursprünglichen Akkumulation“ erfolgt nach dem historisch bewährten Schema: Infolge von Pachtzinserhöhungen verlieren Bauern und Bäuerinnen ihr Stück Land und können sich und ihre Familien nicht mehr ernähren. Sie emigrieren von den Dörfern in die Städte. In der Hoffnung, anderswo Arbeit zu finden, ziehen sie eine Zeit lang quer durch das gesamte Land und können nirgendwo mehr dauerhaft bleiben. Die Eigentümer:innen der Obstplantagen erkennen ihr Elend und werben sie mit aggressiven Mitteln an. (Eine literarische Darstellung findet sich in Steinbeck, John: *Früchte des Zorns*, 1939).

Repression und Widerstand: Die Streiks der Obstarbeiter:innen im Silicon Valley

In Nähe der ehemaligen Obstplantagen im heutigen Silicon Valley hausten zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts unzählige Arbeitsmigrant:innen in aufgeschlagenen Zelten, Erschöpfung und wirtschaftliche Not bestimmten ihren

Alltag. Die Plantagenbesitzer:innen spielten die Arbeiter:innen systematisch gegeneinander aus und betrieben Lohndrückerei. Versuche, zu streiken, wurden mit Waffengewalt beantwortet, im Vorfeld setzten die *fruit farmers* auf konspirative Tricks. Die bürgerliche Presse übernahm das dominante Bild von den marodierenden Horden, die sich nicht um fremdes Eigentum scherten und neben Hunger und Armut angeblich auch Seuchen ins Valley brachten. Von unbändiger Promiskuität unter den Arbeiterinnen, die auch als Amazonas bezeichnet wurden, ist in einigen Zeitungsartikeln die Rede, gepaart mit vermeintlich fehlender Arbeitsmoral und der durchgehenden Bereitschaft zu kriminellen Handlungen; die Herkunft vieler Pflücker:innen rief rassistische Ressentiments auf den Plan; besonders die Frauen in der Fruchtdustrie wurden immer wieder des Aufrührerisch-Illoyalen und der Prostitution bezichtigt.

Es begann mit den Salatköpfen auf den Feldern und betraf wenige Monate später auch die Orangen in den Fabriken. Im Sommer 1931 erfasste eine mehrjährige Streikwelle fast alle Beschäftigten in der Obst- und Gemüseproduktion im kalifornischen *Santa Clara Valley*. 1932 streikten zuerst die Erbsen-, dann auch die Kirschpflücker:innen, 1933 schlossen sich die Baumwoll- und die Pfirsichpflücker:innen an. Dieses Jahr war das Jahr der konsequentesten und wehrhaftesten Streiks in der Geschichte der USA, angetrieben von einer großen Vision: Hungerlöhne in die Höhe und Arbeitspenssa in die Knie – zwecks Verbesserung der Arbeitsverhältnisse aller Arbeiter:innen. Vom ersten Streik der italienischen Arbeiter:innen im Jahr 1917 hatten bislang nur Männer profitiert, die beteiligten Frauen wurden – wie in so vielen Kapitalverwertungskrisen – entlassen; die junge Gewerkschafterin Caroline Gladstein Decker wollte dies nicht hinnehmen und kam nach der erfolgreichen Unterstützung des Streiks der Minenarbeiter:innen in Kentucky direkt nach Kalifornien. Sie kam – und blieb.

„Equal pay for equal work“ war nur eine der ersten Forderungen der Streikenden im Valley, ergänzt um die Begrenzung des Arbeitstages auf acht Stunden und den Anspruch auf bezahlte Überstunden. Während der Streiks nächtigte und aß Caroline Decker in denselben Zelten wie die Arbeiter:innen, sie organisierte fliegende Streikposten und Massenauspeisungen für alle. Die 21-jährige Kommunistin mit dem Tarnnamen „Decker“ machte zwischen sich und den anderen

keinen Unterschied. Das Recht der und des Einzelnen, das bürgerliche Privileg der Individualität, bedeutete ihr nichts; alles, was da ist, müsse allen gehören – vor allem aber jenen, die es herstellen und erhalten. Caroline Decker sah sich selbst als Teil einer großen Kollektivseele, für sich beanspruchte sie keine eigene. Auf die Unnachgiebigkeit der von ihr organisierten Streikenden reagierte die Farmer-Lobby mit rigoroser Gegenwehr. Der US-amerikanische Journalist Carey McWilliams berichtete von den Organisationen der „United Farmers“, sie orientierten sich dabei an deutschen „Reichsbürgern“. (Vgl. McWilliams, *Factories in the Field*, S. 234. John Phillips, eine der zentralen Figuren innerhalb der *Associated Farmers of California*, ging aktiv gegen Gewerkschaften vor, um Arbeiter:innenorganisationen und Streiks zu unterdrücken. Carey McWilliams zufolge sei seine Bewunderung für Hitler grenzenlos gewesen, er zitiert ihn mit folgenden Worten: „Ich möchte Ihnen erzählen, wie mich die Persönlichkeit Hitlers beeindruckt hat und wie ich das Gefühl habe, dass er eine größere persönliche Ausstrahlung, einen größeren persönlichen Einfluss auf sein Volk hat, als viele Nationen es realisieren.“) Nach dem Prinzip der ethnischen Segregation errichteten sie die ersten Lager: „we won't put white men in it, just Filipinos.“ (Ebd., S 237)



Christopher Wimmer
Lumpenproletariat

Die Unterklassen zwischen Diffamierung und revolutionärer Handlungsmacht

Reihe Theorie.org, 174 Seiten, 15 EUR,
ISBN 978-3-89657-647-7

Findet sich das revolutionäre Subjekt im Industrieproletariat oder bei den «Verdammten dieser Erde»? Während die Sozialdemokratie ihre Hoffnungen in die gut organisierte Arbeiter*innenklasse setzte, weiteten Revolutionäre, denen der Rückgriff auf eine solch relativ homogene Klasse fehlte, ihr Verständnis des revolutionären Subjekts aus. Lenin und Mao beispielsweise betrachteten das Lumpenproletariat strategisch und betonten die Bedeutung dieser Klasse, die nicht vom Kapitalismus absorbiert worden war, erkannten aber auch die Notwendigkeit ihrer revolutionären Führung. Aus alledem ergibt sich – aufs begriffsgeschichtliche Ganze gesehen – ein drastischer Widerspruch zwischen reaktionärem Opportunismus (Marx) und einer existentiellen Nähe zum radikalen Bruch mit der Gesellschaft (Bakunin, Fanon), dem Christopher Wimmer auf den Grund geht.



schmetterling verlag

Zur Mittagszeit des 20. Juli 1934 stürmte eine Spezialeinheit der California State Police mit Tränengasbomben und abgesägten Schrotflinten das *Communist Party Worker's Center* in der Innenstadt von Sacramento. Die dort versammelten Arbeiter:innen der *Cannery and Agricultural Workers International Union* (CAWIU) ließen schlagartig ihre Bücher und Kartenspiele fallen. Neben Caroline Decker und Pat Chambers klagte die Staatsanwaltschaft fünfzehn weitere Kommunist:innen nach dem „Criminal Syndicalism Act“ an, der sich primär gegen die *Industrial Workers of the World* (Wobblies) richtete; Decker verbüßte daraufhin drei Jahre in der Frauenabteilung des *Tehachapi State Prison*, Chambers saß fünf Jahre in *San Quentin*. Ihr vermeintliches Verbrechen zählt zu den größten Errungenschaften der internationalen Arbeiter:innenbewegung: die Forderung nach gerechtem Lohn und menschlichen Arbeitsbedingungen.

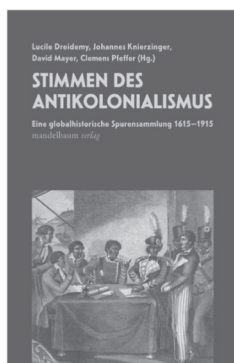
Noch waren die Streiks nicht zu Ende und die Forderungen uneingelöst. Am Morgen des 17. März 1966 machten sich um die hundert Landarbeiter:innen, die meisten unter ihnen mexikanisch-amerikanischer und philippinischer Herkunft, von der kalifornischen Kleinstadt Delano auf den Weg in die rund 300 Meilen nördlich gelegene Hauptstadt Sacramento. Ihrem Fußweg durch die staubigen Highways des *Central Valley* schlossen sich studentische Aktivist:innen, Gewerkschafter:innen, Bürgerrechtler:innen und Geistliche an. Während des Streiks, der im Gehen stattfand, wurden Kinder geboren und Paare getraut. César Chávez, amerikanisch-mexikanischer Pflücker und einer der ersten Latino-Gewerkschafter der ameri-

kanischen Arbeiter:innenbewegung, hat insgesamt sechs Monate lang mit den Pflücker:innen gestreikt; als die Gewalt zwischenzeitlich eskalierte, trat er in den Hungerstreik. (Vgl. Levy, Jacques E: Cesar Chavez. *Autobiography of La Causa*, New York 1975)

Die Streikenden im Valley hatten sich so lange geweigert, die Trauben in den Weinbergen um Delano zu ernten, bis die Farmer ihren Forderungen nachkamen. Sie umfassten höhere Löhne und die Anerkennung ihrer Gewerkschaften, der *National Farm Workers Association* (NFWA) und des *Agricultural Workers Organizing Committee* (AWOC). Während ihres „Huelga“ riefen sie auch zum Konsumboykott auf. (Pearcy, Glen: „Fighting for Our Lives“, USA 1975) Ein besonders wirksames Mittel zum Zweck war das fingierte Pinkeln auf Trauben, die dann keiner mehr kaufen wollen würde.

Im südlich der San Francisco Bay Area gelegenen Kessel erinnert kaum noch etwas an die von John Steinbeck beschriebenen Arbeitskämpfe der kommunistischen CAWIU in den Zwanziger- und Dreißigerjahren. Im April 1976 gründete der bekennende Frutarier Steve Jobs im Silicon Valley den mit rund 2,9 Billionen US-Dollar bewerteten Tech-Konzern Apple Inc. Was aber, wenn mit seinen Äpfeln dieser Tage Ähnliches passierte?

ANTIKOLONIALISMUS AUS 500 JAHREN IM ORIGINALTON



DREIDEMY/KNIERZINGER/MAYER/PFEFFER (HG.)
STIMMEN DES ANTIKOLONIALISMUS
Eine globalhistorische Spurensammlung 1615–1915

490 Seiten
27,– Euro

JÜDISCHE UND PALÄSTINENSISCHE STIMMEN FÜR EINEN GERECHTEN FRIEDEN



FREY/SAYEGH (HG.)
STANDING TOGETHER
Jüdische und palästinensische Stimmen für einen gerechten Frieden im Nahen Osten

226 Seiten
20,– Euro

NEU AUFGEGLEGT UND AKTUALISIERT: DIE GESCHICHTE DER KPÖ



WALTER BAIER
DIE ROSE VON JERICO
Eine Geschichte der Kommunistischen Partei Österreichs

360 Seiten
25,– Euro

Reimer Gronemeyer

Die Abgelehnten

*„Ich will alt werden, richtig alt,
sodass nichts mehr eine Rolle spielt.“
(Marina Abramović)*

Das gibt es schon heute: Kristina, Billie oder Pai-Buddy heißen die neuen Begleiterinnen in der Pflege. Sie stehen dem verwirrten Herrn im Pflegeheim zur Seite, rufen Hilfe, wenn es einer Bewohnerin schlecht geht, lesen aus der Zeitung vor, singen oder hören zu. Die medizinische und pflegerische Pflege wird zuverlässig organisiert.

Robotik und KI und die Lebenswelt hilfsbedürftiger Alter

Avatare und soziale Roboter, die sich in der Pflege durchsetzen werden, sind keine neutralen Hilfsmittel, die nur die traditionelle Pflege unterstützen, sondern Techniken, die ein fragwürdiges Verständnis von Sorge und Pflege verstärken – technische Geräte materialisieren soziale Werte, Normen und Vorurteile und setzen sie technisch um. Die Pflegekatastrophe ist hierzulande heute schon Alltag, und es wird künftig noch schlimmer. 500.000 Pflegekräfte werden 2030 fehlen, während zugleich sechs Millionen Pflegebedürftige erwartet werden. Der letzte Lebensabschnitt droht für die Babyboomer damit zur Katastrophe zu werden.

Pflege 4.0 ist das Schlagwort, mit dem eine Antwort auf die Krise in der Altenpflege gesucht wird: Millionen fließen in die Erforschung neuartiger Assistenzsysteme zur Prävention von Stürzen, in die Analyse von Bewegungsmustern – aber nicht in die Pflege. Im Oktober 2024 wird gemeldet, dass die Pflegeversicherung vor der Pleite stehe, im Februar 2025 sei es so weit, wenn nicht eine Notoperation vorgenommen werde. Man sollte nicht überrascht sein, wenn wieder eine Erhöhung der Beiträge für die Pflegeversicherung verkündet wird.

Immer mehr Pflegeeinrichtungen schließen oder melden Insolvenz an. Von Januar 2023 bis Juli 2024

gab es über tausend Schließungen, Insolvenzen oder Angebotsreduzierungen wie Kündigungen von Verträgen oder Aufnahmestopps bei ambulanten Diensten.

Hektisch wird nach Auswegen gesucht: Pflege ist aber nicht das Gleiche wie Autoproduktion. Indessen gibt es Versuche, die Arbeitsabläufe so zu zergliedern, dass KI, Roboter und Automaten flächendeckend in der Pflege eingesetzt werden können. Die Behauptung, dadurch werde die Zeit gewonnen, die es den Pflegerinnen und Pflegern wieder erlauben würde, mehr Zeit für Gespräch, Zuwendung und Empathie zu haben, ist irreführend.

„Die Tatsache, dass nicht Zuwendung, Beziehung und Fürsorge gesellschaftlich aufgewertet und bezahlt werden, sondern stattdessen soziale Roboter gegen die Vereinsamung und Verwahrlosung von alten Menschen eingesetzt werden sollen, zeigt, dass Sorge-Arbeit nicht als ein vielschichtiges, ganzheitliches Sich-Kümmern verstanden wird, sondern als Belieferung mit Service-Einheiten, also als mechanische Bedürfnisbefriedigung, die auch vor der Simulation von Menschlichkeit nicht zurückschreckt“, schreibt die Biologin Silja Samerski (Die Krise der Sorgearbeit. Demenz und die Digitalisierung der Pflege, in: *Demenz Magazin*). Es ist unübersehbar, dass sich in der Pflege mit der Roboterisierung eine technisch kalte Sorge durchsetzt, die alle Züge einer entpersonalisierten Altersdiskriminierung trägt.

1989 habe ich ein Szenario für den Umgang mit Alten im Jahr 2030 entworfen. Da war die Rede von Fließbandpflege, Fütterungsautomaten, Dauerkatheter, Waschstraße für Pflegefälle ... Alles,

was damals noch als Horrorszenario präsentiert wurde, ist längst überboten. Nur dass damals die personelle Katastrophe in der Pflege so noch nicht erkennbar war – jedenfalls nicht erkannt wurde. Vom Alten-Homeland war in dem Szenario die Rede und von Seniorenreservaten. In den zahlreichen werdenden Demenzdörfern ist das inzwischen realisiert. In den östlichen Bundesländern gibt es Regionen, in denen nur die Alten zurückgeblieben sind, alle anderen sind weg: Entstehen da Seniorenreservate?

Altersdiskriminierung wird heute durch eine Fülle von diversity-Fachleuten und von Antidiskriminierungsexperten identifiziert und kritisiert. Das Thema Einsamkeit ist dabei ein Dauerbrenner, Fachleute und Beauftragte werden angestellt, um die Einsamkeit der Alten zu bekämpfen. Will sagen: Allerlei Formen der Altersdiskriminierung werden kontrolliert, rücken ins Bewusstsein und werden bisweilen auch sanktioniert.

In den Vordergrund sind jetzt aber strukturelle Formen der Altersdiskriminierung getreten, die sich nicht vorwiegend in persönlicher Aggression oder Diffamierung konkretisieren, sondern sich in dem ausbreiten, was die Gesellschaft als Fortschritt definiert: der Ausschluss der Alten durch Beschleunigungsprozesse, durch Digitalisierung, durch den Ausbau einer technophilen Welt, die altenunfreundlich ist, durch Forschungen und Fantasien über eine altersfreie Welt. Altersdiskriminierung wird schwerer erkennbar und setzt sich im gleichen Augenblick zunehmend in den Strukturen der Lebenswelt durch.

Transhumanistische Perspektiven: Das Alter abschaffen

„Es ist uns ja sogar lästig, Mensch zu sein – ein Mensch mit wirklichem Fleisch und Blut; wir schämen uns dessen, halten es für eine Schmach und trachten lieber danach, irgendwelche phänomenalen Allgemeinmenschen zu sein ... Bald werden wir so weit sein, dass wir von einer Idee gezeugt werden.“ Das hat Fjodor Michailowitsch Dostojewski 1864 gesagt. Sehr weitblickend, denn sind wir mit den transhumanistischen Perspektiven, die den irdischen Menschen überwinden wollen, nicht längst dort angelangt?

Ein gewöhnlicher Mensch aus Fleisch und Blut – so schreibt der Frankfurter Philosoph und Psychiater Thomas Fuchs – wird immer mehr zu einem Makel. Das – so dürfen wir folgern – wird an Kör-

per und Geist alter Menschen besonders drastisch sichtbar. Im Silicon Valley wird – zum Teil mit Beteiligung von Milliardären wie Jeff Bezos und Elon Musk – an milliarden schweren Projekten gearbeitet, durch die Krankheit, Alter und letztlich sogar der Tod überwunden werden sollen. Man kann sich einfrieren lassen, um auf den Tag der Auferstehung zu warten. Versuche laufen, Hirninhalte vollkommen auf Rechenmaschinen zu übertragen: In all dem ist die Mitteilung enthalten, dass Krankheit, Alter und Tod ein für alle Mal überwunden werden sollen. Es entsteht ein Bild vom Menschen, der mit Endlichkeit nichts mehr zu tun haben soll – und stellt damit jegliche jüdisch-griechisch-lateinisch-christliche Tradition ins Abseits.

Die Tradition, aus der wir kommen, die unseren kulturellen Mutterboden darstellt, wird abgetragen. Transhumanisten sehen in der Bio-, Nano- und Computertechnologie die Möglichkeit, die anfällige und unvollkommene menschliche Natur zu optimieren. „Wenn Menschen ihren Geist mit Computern vereinigen, warum sollten sie die menschliche Form dann nicht ganz loswerden und unsterbliche Wesen werden?“ (Fuchs: Verteidigung des Menschen. Grundfragen einer verkörperten Anthropologie)

Der Historiker Yuval Noah Harari hat prognostiziert, dass der wissenschaftliche und technische Fortschritt das alte Menschenbild Stück für Stück auflösen werde: Wir werden uns – so sagt Harari – zunehmend den Algorithmen, Datenanalysen und Prognosen der Künstlichen Intelligenz überantworten – sie sind einfach besser als wir. „Der homo sapiens ist ein obsoleter Algorithmus“, sagt Harari. Das, was wir einmal als subjektive Erfahrung betrachtet haben, ist – so referiert und kritisiert Thomas Fuchs – in der Sicht des Transhumanismus eine Illusion des Nutzers, real sind nur die Rechenprozesse im Hintergrund. Der Eindruck, der da entsteht: Die burschikose Radikalität, mit der das abendländische Subjekt von Harari und anderen Transhumanisten zu einer Illusion erklärt wird, nährt sich aus ihrer Freude an der Zerstörung dessen, was das Fundament unseres Denkens und Lebens ist. Die leibliche Existenz wird gewissermaßen zu einem altmodischen Anhängsel kognitiver Rechenprozesse. Der Leib mit seiner Hinfälligkeit ist ein Relikt. Alles, was das Alter ausmacht, auch.

Die Zukunftsszenarien, die sich aus dem Transhumanismus heraus entwickeln, haben nichts weni-

ger als die Auslöschung des Alters auf dem Programm. Und die schließt ja eine Auslöschung der Alten ein, weil das Alter im Rahmenbiomedizinischer Fortschritte verschwinden soll.

Ich lese das alles als den unüberbietbaren Höhepunkt der Altersdiskriminierung: Das Alter soll abgeschafft werden, weil es als ein unerträglicher Zustand begriffen wird. Und damit ist, mit Blick auf die Altersdiskriminierung, alles über die Transhumanisten und ihre Motive gesagt.

Doch kann – diese Frage muss gestellt werden – aus der Idee eine Realität werden? Vorgestellt ist eine Gesellschaft, die das Alter nicht mehr kennt. Was kann aus einer solchen Wunschfantasie an realer Gewalt wachsen? Zumindest wird Alter unter diesen Voraussetzungen eine Art peinliche Erinnerung an ein hinfalliges fleischliches Wesen, das Gott sei Dank verschwunden ist: Weg damit. Es wäre der endgültige Triumph der Altersdiskriminierung, die es geschafft hat, ihren Gegenstand zu beseitigen. Anders gesagt, das Thema Altersdiskriminierung verschwindet dann mit dem verschwundenen Alter.

Die Zukunft der Alten – Horror oder Kultur der Versöhnung?

Die Krisengesellschaft, in der wir uns mit einem Mal vorfinden, kann uns in verschiedene Richtungen führen. Sie kann den Horror produzieren und sie kann wunderbare Aussichten eröffnen. Manches liegt in unserer Hand als Bürgerinnen und Bürger, manches liegt außerhalb unserer Handlungsmöglichkeiten.

Es hängt alles davon ab, in welche Richtung unsere Gesellschaft sich entwickelt – je nachdem, welche Richtung eingeschlagen wird, kann es für die Alten eine Welt der Diskriminierung werden oder eine der Geborgenheit. Es ist indessen immer leichter, sich den Horror auszumalen statt eine friedliche Lebenswelt, in der Alte dabei sein können, um in Ruhe alt zu werden. Es wird viel vom Verhältnis der Generationen abhängen, wie die Lebenswelt der Alten künftig aussieht.

Fatal wäre es, sich auf den Trümmern der Beziehungen zwischen Alt und Jung auszuruhen. Es wäre fatal, bei der Ablehnung der „Abgelehnten“ zu bleiben und die Ablehnung als unerfreuliche, aber logische Konsequenz gegenwärtiger Tendenzen zu akzeptieren. Es ist notwendig, die Phänomene und Ursachen zu analysieren und im

gleichen Augenblick über Wege aus der Abschottung, die sich zwischen Alt und Jung entwickelt, nachzudenken. Die Welt, die wir gerade erleben, ist so von Konflikten übersät, die ständig an explosiver Kraft gewinnen, dass es eine gute und vielleicht realistische Idee ist, jedenfalls diesen Alt-Jung-Konfliktherd zu entschärfen. Abrüstung ist dafür die Devise.

Der US-amerikanische Philosoph Charles Eisenstein hat Überlegungen formuliert, die Möglichkeiten der Friedensstiftung in zwischenmenschlichen Konflikten bedenken. Seine Überlegungen lassen sich unschwer auf das Thema Altersdiskriminierung übertragen. (Vgl. Eisenstein: Trump und die Stürme des Hasses) Eisenstein schlägt vor, in einem ersten Schritt spaltende Themen im Sinne des Mitgefühls umzudeuten. „Wie fühlt es sich an, du zu sein?“ Und: „Was ist deine Geschichte?“ Wenn das gelänge, zwischen den Gegnern, zwischen Ablehnenden und Abgelehnten zum Beispiel, erst einmal eine Brücke zu schlagen, was wäre da schon gewonnen!

Ich stelle mir eine Begegnung vor zwischen Alten und Jungen so vor: Statt beim Thema Generationenkonflikt mit den gängigen Argumenten – wir haben sie alle im Ohr – aufzurüsten und sie aufeinander abzufeuern, käme ein Moment des Innehaltens auf und die Frage: „Wie fühlt es sich an, so jung zu sein wie du?“ und: „Wie fühlt es sich an, so alt zu sein wie du?“ – „Welche Ängste hast du, welche Hoffnungen?“ – „Was erwartest du?“ Ich stelle mir eine Begegnung vor zwischen einem zwanzigjährigen Nerd und einer Witwe, die von ihrer Minirente und ohne Smartphone lebt.

Erste Aufgabe: Kann ich mich in dich hineinversetzen? Der zweite Schritt wäre schwieriger: „Erkenne alle Perspektiven selbstlos an.“ Wenn jemand die Perspektive des anderen selbstlos ausspricht, macht dieser Jemand deutlich, dass er zugehört hat und die Perspektive des anderen kennt, auch wenn das sehr schwerfällt. Aber so kann eine Situation entstehen, in der Feindbilder bröckeln. Der alte Mann ist vielleicht doch nicht nur ein ressourcenverschlingendes Monster, sondern ein nachdenklicher Bürger, der weiß, dass er nicht alles richtig macht? Und die junge Informatikerin ist nicht die fleischgewordene Digitalisierung, sondern ein liebender und leidender Mensch? Die entmenslichenden Narrative, die unter Linken und Rechten, unter Alten und Jungen gleichermaßen zirkulieren, lösen sich auf in eine Vielzahl ver-

schiedener Betrachtungsweisen. Und dann beginnt ein anderer Kommunikationsprozess.

Charles Eisenstein schlägt noch einen dritten Schritt vor: „Finde die transzendierende Mitte.“ Wie lassen sich Wege finden, auf denen bestehende Polaritäten überwunden werden können? Diese „transzendierende Mitte“ speist sich aus den zugrunde liegenden Wahrheiten und Werten beider Seiten. Die transzendierende Mitte ist aber kein Kompromisspunkt, sie steht vielmehr außerhalb dieser Polaritäten.

Schaut man auf die Konflikte zwischen Alt und Jung, die sich zum Beispiel im Blick auf die Folgen der Klimakatastrophe jetzt schon abzeichnen, dann bringen uns gegenseitige Vorwürfe nicht weiter. Der Blick muss ein gemeinsamer sein, der eine von beiden Parteien getragene Perspektive sein würde, die einen weltverträglichen Lebensstil ins Auge fasst.

Nicht Öl ins Feuer gießen, sondern die Glut auseinanderziehen, damit kein Brand ausbricht, ist die Devise. „Menschen, die die giftige, hasserfüllte politische Rhetorik nicht mehr hören können, atmen erleichtert auf, wenn sie jemanden die transzendierende Mitte formulieren hören“, so Charles Eisenstein.

Hass und Schuldzuweisungen machen blind gegenüber den vielschichtigen Ursachen der Konflikte zwischen den Generationen. Und die lassen sich nur überwinden, wenn wir die Ursachen se-

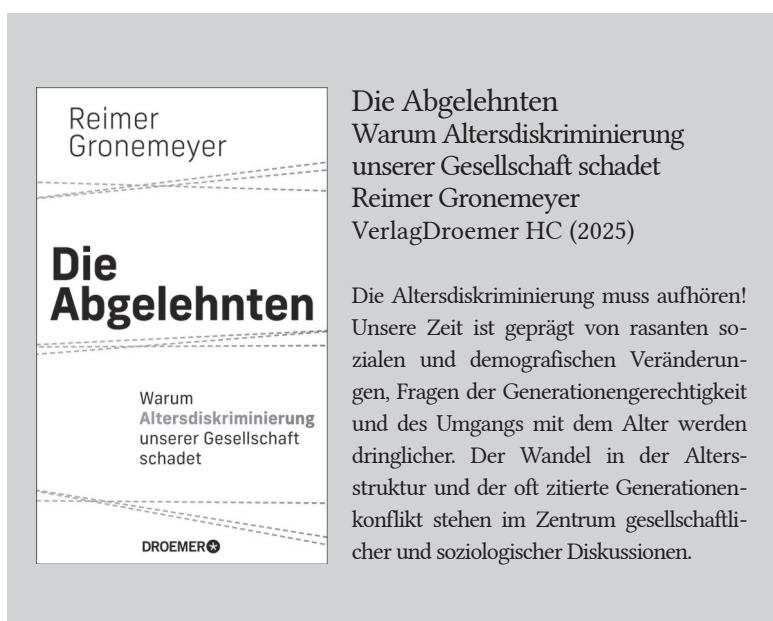
hen und dann im Nachdenken darüber neue Perspektiven entwickeln. Es muss ein „Erzählraum“ entstehen können, in dem sich die Gegner begegnen und – nachdem sie ihre argumentativen Waffen abgelegt haben – gemeinsam nach Auswegen suchen. Es ist der einzige Weg, der eine Heilung des immer militanter werdenden Generationenkonflikts verspricht. Vergegenwärtigen wir uns noch einmal die Feindbilder:

Aus der Sicht der Jungen sehen die Alten aus wie eine Generation ICH. Ein Riesenheer von egomanierten Alten. Und sind diese vielen Alten nicht eine Last? Gibt es nicht zu viele Alte mit dicken Renten, die unbeirrt große Wohnungen besetzen? Greise, die ihr welkes Fleisch auf Kreuzfahrtschiffen über die Meere schaukeln; graue Heerscharen, die Arztpraxen verstopfen; Glatzköpfe, die ihre sieben Medikamente beim Frühstück vor sich aufreihen, aber nicht bereit sind, ihren Führerschein abzugeben, obwohl sie eine Verkehrsgefährdung darstellen? Die nichts zum Gemeinwohl beitragen, aber die Wahlen entscheiden; die durch ihre Sehgewohnheiten verantwortlich sind für das miese Fernsehprogramm.

Alte weiße Männer und Frauen, die durch ihren Lebensstil den Planeten ruiniert haben, die weiterhin exzessiv konsumieren und dabei einen gigantischen ökologischen Fußabdruck hinterlassen, der wächst und wächst. Skrupellos sind diese gierigen Greise – im Grunde eine ägyptische Plage wie die Heuschrecken. Sie enden dann irgendwann in der Demenz oder im Heim oder bei den Kindern, und keiner wagt es, die entstehenden Kosten aufzudecken. Sie wollen niemandem zur Last fallen, aber sie tun es nun einmal. So denken manche, und das wird Konjunktur bekommen.

Und die Jungen? Aus Sicht der Alten sind sie bequem, sie jammern und knicken schon bei kleinsten Belastungen ein. Ihre Anspruchshaltung steht in keinem Verhältnis zu dem, was sie zu leisten imstande und willens sind. Sie schimpfen über den ökologischen Fußabdruck der Alten und machen es selbst doch nicht besser. Sie sind perfekt unterwegs in den sozialen Medien, aber sie wissen nichts mehr über die Kultur, aus der sie kommen.

Das sind die Feindbilder, die heute schon untergründig wirksam sind. Wie zugespitzt werden sie 2050 sein? Keine Frage: Diese Feindbilder müssen überwunden werden, sonst droht ein Krieg der Generationen.



Lorenz Glatz

Ukraine: Der Krieg schwelt

Vor drei Jahren hat EU-Ratspräsident Michel verkündet: Der russische Angriff auf die Ukraine „bedeutet, dass wir vor allem dafür sorgen müssen, dass Putin besiegt wird. Das muss das aktuelle Ziel sein. Das ist eine Frage der Sicherheit für die Zukunft Europas und für die Zukunft der Welt.“ (APA, 23.03.2022)

Der Westen und Russland

Die atomare Bewaffnung Russlands, der USA, Frankreichs und Großbritanniens ist die bis jetzt nie ernsthaft angetastete Drohung mit dem Untergang der Menschheit und eines Großteils der anderen Lebewesen auf unserem Planeten. Sie steht aber als möglicher Ultimo hinter jeder Konfrontation dieser Armeen.

Das westliche Militärbündnis NATO hat sich nach dem Zerfall der Sowjetunion und ihres „Warschauer Pakts“ entgegen mündlicher Versicherungen des Gegenteils Schritt für Schritt erweitert: um alle Staaten dieses nunmehr aufgelösten Pakts sowie um fast alle übrigen Balkanländer und um die baltischen ehemaligen Gliedstaaten der UdSSR. Zudem haben sich nach dem russischen Einmarsch in die Ukraine auch noch die beiden bisher neutralen skandinavischen Länder Schweden und Finnland der NATO angeschlossen. Dieser Westblock verfügt in seinen 32 Mitgliedsländern nunmehr über einen Zuwachs von gut 100 Millionen Arbeitskräften, Soldaten, Alten und Nachwuchs, insgesamt über 970 Millionen Menschen, von denen an die 3,44 Millionen aktive Soldaten sind.

Umgekehrt Russlands Entwicklung. Nur noch vier weitere Splitter der UdSSR sind mit ihm per „Vertrag für kollektive Sicherheit“ verbündet.

Der Rest der ehemaligen Supermacht verfügt um 140 Millionen Menschen weniger als seinerzeit die UdSSR und ihr Militärpakt – mit 175 Mio. nicht ganz ein Fünftel der NATO. An Mannschaftsstärke stellen Russland und Weißrussland 1,32 Mio. aktive russische und 45.000 belarussische Soldaten. Trotz viel höherer Militarisierung erreicht Russland so nur in etwa 40 Prozent der Truppenstärke seiner Konkurrenten, und der Vergleich der Ausrüstung macht das Ungleichgewicht noch um einiges deutlicher.

Allerdings zeigt sich im Ukraine-Krieg, dass Russland für diesen offenbar beträchtliche Mengen an Gerät und Munition vorbereitet und mit seinen Hyperschall-Raketen eine sehr effektive Waffe entwickelt hat. Zusammen mit seiner geographischen Lage gab das einen beträchtlichen Startvorteil und ermöglichte bis dato einen wenn auch recht langsamen Vormarsch.

Rüstungswelle der NATO

Der Ukraine-Krieg löste in den NATO-Ländern eine Rüstungswelle aus, die propagandistisch mit der Gefahr weiterer russischer Überfälle auf das Baltikum, auf Polen und Finnland, also mit nichts Geringerem als der Auslösung eines Großkriegs Russlands mit der NATO begründet wird. Szenarien eines Kriegsbeginns, Abschätzungen des Termins, zu dem „Putin“ seine Armee zu einem Angriff bereit gemacht haben wird und dgl. werden von verschiedenen Experten erstellt und vorgebracht.

Die NATO verlangt von ihren Mitgliedern seit elf Jahren einen (nur im Durchschnitt aller Länder erreichten) Anteil der Militärausgaben in Höhe von zwei Prozent der gesamten Wirt-

schaftsleistung (BIP). Jetzt plant auch das neutrale Österreich, diesen NATO-Sollwert bis 2032 zu erreichen und damit mindestens sieben Milliarden Euro zusätzlich ins Heeresbudget zu verschieben. Der 2-Prozent-Anteil soll in der NATO selbst jetzt auf 3,6 Prozent hinaufgesetzt werden, der amerikanische Präsident Trump fordert sogar eine Erhöhung auf fünf Prozent. Letzteres würde selbst für Deutschland mehr als eine Verdoppelung seines nicht gerade spärlichen Rüstungsbudget bedeuten. Dazu kommen staatlich geförderte Milliardeninvestitionen in den raschen Ausbau aller Sparten von Rüstungsindustrie vor allem in den europäischen NATO-Ländern, die damit ihre Abhängigkeit von den USA verringern und ihr Gewicht in der NATO steigern wollen. Es geht darum, die in der Überlegenheit ihres militärischen Potentials über Russland angelegten Möglichkeiten angesichts der angekündigten Zusammenstöße zur Geltung zu bringen.

Die Vorstellung einer russischen Eroberung Europas ist freilich aufgewärmte Kalte-Krieg-Propaganda. Die expansive Seite ist seit dem Untergang der UdSSR mehr denn je der Westen, und sein Ziel ist die Schwächung, möglichst weitere Aufspaltung und Indienstnahme dessen, was von der Sowjetunion übriggeblieben ist.

Widerstand gegen den Krieg?

Die Ukraine war schon in der UdSSR der nach Russland bevölkerungs- und rohstoffreichste sowie industriell stärkste Teilstaat. Nach dem Zerfall der Sowjetunion 1991 entstand und entwickelte sich dort ein Kampf um die Orientierung des neuen Staats, ob Richtung EU und NATO oder eher nach einer Anbindung an Russland.

Mit dem Geld und sonstiger Hilfe des Westens waren zwei antirussische Revolutionen erfolgreich, die einen Anschluss an NATO und EU auf den Weg bringen sollten. Russland besetzte darauf die 1954 von ihm abgespaltene Halbinsel Krim und unterstützte die im wie die Krim

überwiegend russischsprachigen Donbas von Aufständischen ausgerufenen „Volksrepubliken“. Der Angriff der ukrainischen Armee auf diese abtrünnigen Gebiete entfesselte dort einen Bürgerkrieg. Dieser entpuppte sich mit der russischen Invasion der Ukraine einerseits und mit den massiven Waffenlieferungen der NATO-Staaten und den Sanktionen gegen Russland als blutiger Stellvertreterkrieg zwischen dem Westen und Russland.

Dieser Krieg geht nunmehr ins vierte Jahr und steckt in einem langsamen Vormarsch der russischen Truppen eher fest als dass eine rasche Entscheidung zu erwarten ist. „Dass Putin besiegt wird“, wie EU-Ratspräsident Michel als Parole ausgegeben hat, ist dabei aber gar nicht (mehr?) der Wunsch der großen Mehrheit der Menschen in der Ukraine. In einer Umfrage vom Jänner dieses Jahres wünschten sich 71 Prozent einen Verzicht auf die NATO-Mitgliedschaft in der Hoffnung, den Krieg zu beenden und das Land wieder in den Grenzen von 1991 zu haben, wobei das eine den Zielen der eigenen, das andere denen der russischen Regierung zuwiderläuft. Zu dieser Stimmung gehört wohl auch die für die Kriegsführung unmittelbar noch viel dramatischere massenhafte Fahnenflucht in der ukrainischen Armee, in der seit dem russischen Einmarsch bis gegen Ende 2024 nach Angaben der ukrainischen Generalstaatsanwaltschaft bereits mehr als 100.000 von den insgesamt (einschließlich der nicht an der Front eingesetzten) 900.000 Soldaten wegen Desertion angeklagt worden sind. Auf der anderen Seite haben auch schon 50.000 Soldaten die russischen Reihen per Fahnenflucht verlassen, russische Kriegsgegner verüben immer wieder Anschläge auf militärische Nachschubzüge und prominente Russen wie der ehemalige Ministerpräsident Kasjanow treten im Exil gegen „Putins Krieg“ auf. Widerstand aus breiteren Kreisen der Bevölkerung, der gar die Ursprünge der Kriege in der Lebensweise thematisiert, muss sich aus all dem noch dringend entwickeln. Andernfalls wird der Schwellbrand auflodern.

Franz Schandl

Metamorphosen der Ware oder: Die Gespensterwelten des Kapitals

Wir leben in einem Universum der Ware. Wo das Universum die Lebensbereiche nicht formell unterwirft, tut es das materiell oder ideell. Das gilt auch für umfangreiche Haushaltstätigkeiten, für Erziehung, Sorge oder Pflege. Wir denken alle Gegenstände und Sachen, alle Abläufe, Beziehungen, Konfrontationen analog zur Ware, wenn nicht überhaupt als Ware. Auch Kunstwerken oder anderen Unikaten, die streng genommen keine Waren sind, pflanzen wir diesen Charakter geradezu selbstverständlich auf, indem wir sie bewerten und bezahlen. Was einen Preis erzielt, muss auch einen Wert haben und daher eine Ware gewesen sein, so der tautologische Schluss, der den Marktteilnehmern aber keinerlei Probleme bereitet.

Der reduzierte Alltagsverstand versteht unter Ware Ding für Geld oder Geld für Ding. Diese Auffassung genügt, um am Markt adäquat aufzutreten. Mehr braucht er nicht zu wissen, mehr braucht er nicht zu erfahren, und mehr weiß er auch nicht. Ideell sind ihm die Prozesse der Formierung eines Produkts zur Ware fremd, obwohl er sie reell zu handhaben versteht. Die Ware jedoch ist Prozess, nicht Ding. Waren werden für den Markt produziert, sie sind Handelswaren. Ihr Zweck als Gebrauchswert ist nur wichtig, weil er Träger des Tauschwertes ist. Wenn wir die Ware anschauen, sehen wir sie als tote Arbeit, nicht als lebendiges Tun, ohne die sie sich nicht etablieren könnte. Das Tote erscheint so, als sei es kein Gewordenes, es tut so, als sei es lediglich ein Gegenstand mit einem Preis.

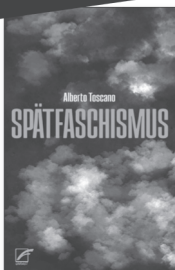
Eins, obwohl zwei

Nicht nur der Gebrauchswert ist Träger des Tauschwertes, es ist auch der Tauschwert Träger des Gebrauchswertes. In der Ware tragen sie sich *gegenseitig*. Diese Balance kann nicht gestört wer-

den, ohne dass die Ware zerstört wird. Die Ware ist jenes eigentümliche Produkt, in dem Gebrauchswert und Tauschwert zu einer Einheit mobilisiert werden, geradezu verschmelzen. Nur in der Ware wird Gebrauchswert auch Tauschwert. Aber: In der Ware findet nicht der Gebrauchswert *zum* Tauschwert, sondern in der Ware finden Gebrauchswert und Tauschwert *zueinander*. Die Ware erweitert den Gebrauchswert also nicht, sie etabliert ihn erst. Nur in der Warengesellschaft gilt ein Tisch mehr als ein Tisch. Wäre der Tisch nur Tisch, wäre er und hätte er nicht einmal Gebrauchswert, er wäre ein profanes und hilfreiches Stück, das keine gesonderten Oberbegriffe oder Kategorien benötigte. Die Frage nach einem Gebrauchswert oder einem Tauschwert stellte sich erst gar nicht.

Der Satz: „Die Ware setzt sich aus Gebrauchswert und Tauschwert zusammen“, ist daher streng genommen falsch. Der Satz: „Die Ware *ist* ein Gebrauchswert und *hat* einen Tauschwert“, ist naheliegend, aber ebenso irreführend. In der Ware, die so Marx, die „Elementarform“ bereits darstellt, sind sie *eins*, nicht bloß einträchtig oder gar zusammengefügt. Verschwindet der Gebrauchswert ist der Tauschwert nichtig. Verschwindet der Tauschwert, ist der Gebrauchswert überflüssig. Der Gebrauchswert bleibt also nicht übrig, in keinem Szenario würden wir von einem ledigen Gebrauchswert sprechen. Die Geschichte der Dinge ist nicht so zu interpretieren, dass hier einem ewigen Gebrauchswert ein kapitalistischer Tauschwert übergeordnet wurde, resp. dieser jenen unterworfen habe. Sie sind vielmehr ineinander als Ware entstanden und heben nur jeweils einen bestimmten Aspekt hervor. In der Ware sind beide keine eigenständigen Segmente, sondern bloß zugeordnete Inkremente.

Neuerscheinungen



Faschismus als ständiges Potenzial des Kapitalismus

Alberto Toscano
Spätfaschismus
Rassismus, Kapitalismus
und autoritäre
Krisenpolitik
212 Seiten | 19.80 €



Erstmals vollständig in deutscher Übersetzung – inklusive Bookchins wichtigem Vorwort »20 Jahre danach«

Murray Bookchin
Die Ökologie der Freiheit
544 Seiten | 29.80 €



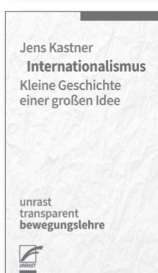
Diskussionshilfe in Zeiten hysterischer Verunsicherung

John Washington
Öffnet die Grenzen!
Argumente gegen
Abschottung
264 Seiten | 22 €



Völlig überarbeitete und wesentlich erweiterte Ausgabe

Siegfried Jäger, Margarete Jäger, Regina Wamper & Benno Nothardt
Kritische Diskursanalyse
Eine Einführung
420 Seiten | 29.80 €



Kernbestandteil emanzipatorischer Theorie und Praxis

Jens Kastner
Internationalismus
Kleine Geschichte
einer großen Idee
unrast transparent
bewegungslehre 9
112 Seiten | 9.80 €



Extrem rechte Esoterik

Hanna Poddig
Die Anastasia-Bewegung
Völkisch, esoterisch,
antisemitisch
unrast transparent
rechter rand 22
112 Seiten | 9.80 €

Das ganze Programm online unter:
www.unrast-verlag.de

Das Leben der Ware besteht in ihrer Verwertung. Für diese ist jene geschaffen. Waren werden als Waren produziert, als Waren zirkuliert und als Waren konsumiert. Die Lebenszeit der Ware umfasst alle Metamorphosen ihres gesamten Verwertungsprozesses. Auch Momente der In-Wert-Setzung oder der Bewertung gehören hier dazu. Wir sind Teil der Metamorphosen. Dieser Prozess beginnt schon vor der Produktion als Ahnung und Überlegung, als Vorhaben und Planung; und läuft aus erst mit den Nachwehen der Konsumtion (Müll, Umweltzerstörung, Krankheiten). In seiner Gesamtheit ist er nicht enden wollend. Er ist permanent und will, weil muss, wachsen.

Abstraktionen des Tuns

Arbeit, die zur Ware führt, ist stets privat, aber immer auf die Allgemeinheit bezogen. Die Ware repräsentiert allgemeine Arbeit, die in der Produktion geleistet wird, sowohl die abstrakte allgemeine als die konkrete allgemeine. Sowohl der Gebrauchswert als auch der Tauschwert sind letztlich die auf den Markt bezogene konkrete und abstrakte Sequenz der Ware. Der Charakter der Lohnarbeit ist sowohl vereinzelt als auch eingebettet, sowohl privat als auch allgemein. „Die Arbeit, die sich im Tauschwert darstellt, ist vorausgesetzt als Arbeit des vereinzelt Einzelnen. Gesellschaftlich wird sie dadurch, dass sie die Form ihres unmittelbaren Gegenteils, die Form der abstrakten Allgemeinheit annimmt.“ (MEW 13:21) Und: „Während die Tauschwert setzende Arbeit *abstrakt allgemeine* und *gleiche* Arbeit, ist die Gebrauchswert setzende Arbeit konkrete und besondere Arbeit, die sich der Form und dem Stoff nach in unendlich verschiedene Arbeitsweisen zerspaltet.“ (Ebd., S. 23.) Während konkrete Arbeit sich ausdifferenziert, formiert abstrakte Arbeit die Integration. Erstere ist gar *vielen*, letztere ist nur *eins*. Die dahingehend dechiffrierte Arbeit im Kapitalismus schafft in den Waren Gebrauchswerte und Tauschwerte. Sie ist sowohl abstrakt als konkret, privat wie gesellschaftlich, besonders wie allgemein. So arbeitet der Arbeiter dem Tauschwert nach für sich, dem Gebrauchswert nach für die Gesellschaft.

Der Doppelcharakter der Arbeit findet so in der Ware seinen Niederschlag. Die Ware findet Erfüllung nicht in ihrer materiellen Fertigstellung, sondern in ihrer Akzeptanz am Markt als Tausch- und Handelbares, als Verkaufbares und schließlich als Verkauftes. *Tauschwerte* sind Konsequenz allgemeiner abstrakter Arbeit. Nur dieses abstrakt All-

gemeine lässt sich vergleichen und letztlich gleichsetzen (=äquivalieren). „Als gleichgültig gegen den besondern Stoff der Gebrauchswerte ist die Tauschwert setzende Arbeit daher gleichgültig gegen die besondere Form der Arbeit selbst. Die verschiedenen Gebrauchswerte sind ferner Produkte der Tätigkeit verschiedener Individuen, also Resultat individuell verschiedener Arbeiten. Als Tauschwerte stellen sie aber gleiche, unterschiedslose Arbeit dar, d.h. Arbeit, worin die Individualität der Arbeitenden ausgelöscht ist. Tauschwert setzende Arbeit ist daher *abstrakt allgemeine Arbeit*.“ Und weiter: „Als Tauschwert sind alle Waren nur bestimmte Maße *festgeronnener Arbeitszeit*.“ (Ebd., S. 17f.)

In der Ware kombinieren sich Produktion und Zirkulation. Einmal geht es um die *Herstellung* von Gebrauchsartikeln für Andere, das andere Mal geht es um die *Entäußerung* konkurrenzfähiger Gegenstände auf dem Markt. Indes geht es aber um beides *gleichzeitig*, da kommt das Eine nicht hinter dem Anderen, und das Andere folgt auch nicht aus dem Einen. Das ist *ein* Vorgang und das ist *ein* Produkt. Aber sowohl Vorgang als auch Produkt, also Werden und Resultat, kennen zwei Bestimmungen. Die abstrakte allgemeine und die konkrete allgemeine Arbeit sind ein und derselbe Ablauf, sie müssen aber von uns analytisch unterschiedlich notiert und akzentuiert werden, um den Prozess und die Prozeßion der Ware (Produktion, Zirkulation, Konsumtion) besser verstehen zu können. In der Tätigkeit sind sie nicht zu scheiden, wohl aber in ihren gesellschaftlichen Bezügen. Das Selbe ist also nicht unbedingt das Gleiche. Beispiel:

(A) Ich arbeite, um einen Tisch herzustellen und
 (B) Ich arbeite, um meine Arbeitskraft, ein Werkstück oder eine Dienstleistung zu verkaufen

In der Beobachtung sind das zwar keine unterschiedlichen Vorgänge, aber Vorhaben, Anliegen, Ziele sind different.

Gebrauchswerte sind Folge der auf die Allgemeinheit gerichteten konkreten Arbeit (meist Lohnarbeit, aber auch Tätigkeiten, die nur indirekt einfließen): hämmern, tischlern, bauen, tragen, malen, schrauben u.v.m. Aber auch die konkrete allgemeine Arbeit ist nicht zu verwechseln mit der kruden Tätigkeit schlechthin. Noch einmal: Nur wenn ich einen Tisch für andere herstelle, die diesen über den Markt erwerben, können wir von einem Gebrauchswert sprechen. Bastle ich den Tisch für mich, für Verwandte oder Bekannte, aus rein ästhetischen Gründen oder für wohltätige Zwecke, dann ist dieser Tisch *keine* Ware, er hat weder

Tauschwert noch Gebrauchswert. Beim konkreten Tun oder Machen ist also selbst zu unterscheiden, ob es sich um einen Akt für den Markt handelt oder nicht. Ist er frei von diesem Bezug, ist der Begriff eines Gebrauchswerts obsolet. Tun alleine schafft keinen Gebrauchswert, erst das Machen für den Markt konstituiert einen solchen wie die Ware überhaupt. Man kann den Tauschwert nicht einfach vom Gebrauchswert abziehen, ohne dass dieser mit verlustig ginge. Sie sind nur analytisch zu trennen, nicht faktisch.

Realisierung und Derealisierung

Was passiert nun am Markt? Am Markt erscheinen die Warenhüter (Besitzer oder legitimierte Vertreter) mit ihren Waren, um *diese* als *solche* zu legitimieren. Was sie anbieten, *sind* Waren. Am Markt tritt die Ware vorerst als Kandidatin ihrer selbst auf. Es ist nötig, den Abschluss eines Geschäfts zu tätigen oder zu vereinbaren. Anerkennung meint Tausch. Sei es Vertrag, sei es Rechnung, sei es mündliche Übereinkunft. Ein Zertifikat wird durch den Kauf explizit oder implizit ausgestellt. Die Ware hat sodann die Prüfung *als* Ware bestanden und ihren Zweck realisiert. Gelingt dies jedoch nicht, dann ist nicht der Gebrauchswert übrig geblieben, sondern die Ware ist Gerümpel, sie ist nichtig geworden. So müsste man daher die erste Aussage des Absatzes wohl dahingehend präzisieren und sagen: Was Warenhüter auf den Markt bringen, sind *potenzielle* Waren. Das Produkt wird zwar nicht erst Ware im Tausch, wenngleich, wird sie nicht gekauft, es um sie geschehen ist, sie nie zur Ware geworden und somit auch nie gewesen ist. *Nie*. Das Gespenstische der Ware besteht darin, dass man dem einzelnen Produkt *als* Gegenstand nicht ansieht, ob es Ware ist oder nicht. So kann das Produkt zwar als Ware unterwegs sein, wird es in seinem Auftritt am Markt allerdings disqualifiziert, ist es als Ware annulliert.

Waren werden in der Zirkulation nicht nur realisiert, sie können dort auch *derealisiert* werden. Sie gelten dann als gefallene Produkte, als unnütze Erzeugnisse, verwandeln sich in Halde, Müll, Überschuss, müssen gelegentlich sogar vernichtet werden, sofern sie nicht willig verrotten. Sie werden zu Leichen des Kapitals, weggeworfen, verbrannt, vergraben. In der Derealisierung wird auch die Geschichte der einzelnen Waren gleich mit abgeschafft. Es wird nunmehr so getan, als hätte es sie als Ware *gar nie gegeben*. Auch das ist gespenstisch. Im Verwertungsprozess, der auch den Akt

der Realisierung von Waren umfasst, schlägt Realisierung in Derealisation, also Verwertung in Entwertung um. Vereinfacht ausgedrückt: Die Ware ist unverkäuflich und was unverkäuflich ist, ist keine Ware. Am Markt kann die Ware glücken oder verunglücken. *Derealisation* meint, dass dieselben Produkte, die in der Produktion unzweifelhafte Resultate gewesen sind und somit Gegenstände für den Markt waren, einmal sich als Ware positivieren und das andere Mal sich negativieren. Somit wird aber nicht nur deren Wert, sondern die Ware selbst negiert. Der Markt bestimmt dann also, ob etwas gewesen ist, unabhängig davon, *ob* es gewesen ist. Der Daumen wird nach oben gestreckt oder nach unten gesenkt. Der kapitalistische Markt ist das Höchstgericht der Ware. Realisieren kann sich nur etwas Reales, realisiert es sich nicht, ist es aber nicht real gewesen. Das zu begreifen, ist nicht einfach, denn das stellt jeden kruden Begriff von Realität in Frage.

Die Ware stellt die Frage nach der Realität anders, als wir es gewohnt sind. In der Ware wird das Produkt *indiskret*, verliert Struktur und Statur, obwohl sich an der Sache und ihren Konturen nichts geändert hat. *Es ist es und es ist es nicht*. Als Ware ist es nur etwas, wenn etwas gegen etwas tauschbar ist. Die Realität verliert ihren Halt, wenn der Markt nicht will, d.h. im Sinne der Wertrealisierung funktioniert. Die Ware ist ein Buch mit tausend Rätseln.

Die Bestimmung der Ware liegt im Kauf. Das ist das Ziel, auf das hingearbeitet wird. – Doch was heißt das? Wo kein Kauf, dort keine Ware? Derealisation bedeutet: Die Ware tritt auf, um abzutreten. So entpuppt sich die Wettbewerbsfähigkeit genannte jeweilige Fälligkeit der Ware auf dem Markt des öfteren als schiere Zufälligkeit. Wo kein Zufall, dort Abfall. Die Ware verstirbt, Tauschwert und Gebrauchswert kommen um. Der Markt als Retorte spricht damit eine große wie grobe Wahrheit der Warenwirtschaft an: Man produziert, um zu verkaufen, nicht um zu befriedigen. Das ist, betrachten wir diese depressive Einsicht genauer, eine grausame Offenbarung, die in Wirklichkeit auch permanent schreckliche Folgen zeitigt. Das bürgerliche System bellt daher auch unermüdlich alle seine bekannten Phrasen von Leistung und Standort, von Arbeitsplätzen, Wachstum und Kaufkraft, die allesamt Parolen eines verrückten Zustandes sind, in die Welt. Stets gilt es anzustacheln und zu suggerieren: Nur so geht es. Nur darum geht es.

Was gewesen ist, kann ja in der Regel nicht mehr geändert werden. Die Metamorphosen der Waren sind jedoch jenseits solch einfacher Wahrheiten. Diese desavouieren sie durch die Wirkungen auch im Nachhinein. Im Prozess einer scheiternden Verwertung wird auch die Vergangenheit korrigiert. Auch das ist gespenstisch. Der Markt entscheidet sodann nicht nur über die Gegenwart der Ware, er entscheidet auch über ihre Geschichte. Wird die Ware zwar als Ware produziert, aber nicht als Ware zirkuliert, dann wurde sie nicht als Ware produziert. Das ist paradox, aber wirklich. Ein Kuriosum sondergleichen: Es wird (und war bewusst) etwas hergestellt, das regelmäßig scheitert. Es wird nicht produziert, weil das Produzierte gebraucht wird, sondern weil das Produzierte verkauft werden könnte. Die Widersprüche sind offensichtlich, und es sind selbst gemachte Widersprüche. Der Markt hat Macht über die Vergangenheit. Er sagt, ob sie zählt oder nicht. Der Markt ist fähig, das Werden einer Ware einfach in die Verwesung zu überführen. Sofern sie seine Kriterien der Verwertung nicht erfüllt, gilt sie als liquidiert. Der Markt ist nicht nur der große Richter, er ist auch der große Hinrichter. Wer auf seinen Waren sitzen bleibt, hat verloren.

Verwertung ist oft heikel und delikat, sie beschreibt keinen obligaten Prozess, sondern einen, der auch immer an sein negatives Ende, in den Mahlstrom der Entwertung geraten kann. Der Kaufakt ist somit ein streng dezisionistischer Akt. Über das Schicksal der Ware, so auch der gemeine Wille der Vertragspartner, wird *eindeutig* entschieden. Wird sie in den Himmel des Warenuniversums aufgenommen oder in der Hölle der Vernichtung hinabgestoßen. Das ist eine Frage ums Ganze, um Sein oder Nichtsein, eine Frage, die keine Nuancen duldet.

Man sieht dem Produkt zwar an, welcher Gebrauchswert es geworden ist, man sieht ihm aber nicht an, wieviel es als Tauschwert erwirtschaften kann, geschweige denn, *ob* es ein solcher überhaupt werden wird. Erzielt es keinen Tauschwert, dann ist es auch seines Gebrauchswerts entledigt. Abermals sind wir im Geisterhaus. Gespenstisch meint, dass etwas da ist und eben nicht da ist, dass etwas da war, aber schon wieder fort ist. Schlussendlich kann die Produktion nur wertförmig gewesen sein, wenn sich der Wert in der Zirkulation bestätigt. Ohne Realisierung ist etwas nicht real gewesen, auch wenn es tatsächlich stattgefunden hat. „Für die Zirkulation des Warenkapitals $W' - G'$ sind

bestimmte Schranken durch die Existenzform der Waren selbst, ihr Dasein als Gebrauchswerte gezogen. Sie sind von Natur vergänglich. Gehen sie also innerhalb gewisser Frist nicht in die produktive oder individuelle Konsumtion ein, je nach ihrer Bestimmung, werden sie, in andren Worten, nicht in bestimmter Zeit verkauft, so verderben sie und verlieren mit ihrem Gebrauchswert die Eigenschaft, Träger des Tauscherts zu sein. Der in ihnen enthaltene Kapitalwert, resp. der ihm angewachsne Mehrwert, geht verloren.“ (MEW 24:130)

Die Ware *muss* in der Warenproduktion produziert werden. In der Zirkulation *kann* sie jedoch bloß verkauft werden, sie *muss nicht*. Auch wenn das Ziel jedes Warenbesitzers nur in der Veräußerung liegen kann, heißt das ja nicht, dass das angestrebte Ziel auch erreicht wird. Vorhaben und Ergebnis sind nicht eins. Die Herstellung der Ware ist nur eine nötige Voraussetzung der Ware, aber keine ausreichende Bedingung. Die schräge Quintessenz wäre demnach: *Waren können in der Produktion sowohl hergestellt werden oder auch nicht, obwohl sie hergestellt worden sind*. Verkaufte Produkte der selben Serie unterscheiden sich von unverkäuflichen der selben Serie auf den ersten Blick überhaupt nicht – wohl aber im fehlenden Absatz. Die Produktion kann nie sicher sein, ob die Zirkulation ihre Wünsche erfüllt. In der BWL fällt das dann unter die Rubrik mangelnder Wettbewerbsfähigkeit. Das hört sich trivialer an als es ist.

Exkurs zum Tausch

Von Tausch sprechen wir hier, wenn Geben und Nehmen als äquivalenter Stoffwechsel fungieren, wenn Reziprozität eingefordert und eingelöst wird. Wenn sie als feste Beziehung gleicher Werte in Erscheinung treten und ehern aneinandergeknüpft sind. Nicht jede gegenseitige Transaktion ist daher ein Tausch, sondern nur eine solche, bei der beide Seiten als gleichwertige und gleichgültige aufeinandertreffen und den Platz wechseln. Im Akt des Tausches wird von seinen Inhalten abstrahiert und auf ein gemeinsames Quantum geronnener Arbeit, also Wert geschlossen. Ob diese Rechnung heute noch stimmig ist und aufgehen kann, ist da schon eine andere Frage. Tatsächlich orientieren wir uns aber nach wie vor gefühlsmäßig an dieser Abstraktion. Der „Philosophie des Tauschs“ liegt ein „Wie du mir, so ich dir“ zugrunde. Tauschen koppelt das Geben an ein Nehmen, Ausgabe und Einnahme sollen sich in den Transaktionen die Waage halten. Tauschen setzt Gleichheit und Gerechtigkeit als Selbstverständlichkeiten voraus, nicht nur

auf der ideellen Ebene. Das, was man gibt, soll auch zurückgegeben, also *entsprechend* erwidert werden. Dies ergibt allerdings nur Sinn, wenn es zwar gleich ist, nicht aber wenn es dasselbe ist, es muss also von Gegenständen und Leistungen abstrahiert werden. Schuhe werden nicht gegen Schuhe getauscht, das wäre sinnlos. Wir tauschen Unterschiedliches als Gleiches, keinesfalls dasselbe.

Der Tausch veranlasst uns, sich in ihm gleichsetzen, also zu äquivalieren. Der Tausch stellt sich als Gleichung dar: Gebrauchswerte wechseln den Träger, indem sie als Tauschwerte gleichgesetzt werden. In der rituellen Abgleichung geht es darum, im Vergleich ein Gleichnis zu erzielen und für Begleichung zu sorgen. Das klingt so kompliziert wie es ist, es erscheint aber überhaupt nicht so, weil wir durch ständige Übung des Geschäfts darauf abgerichtet sind. Die Komplexität des Vorganges ist nicht auffällig, dieser Vorgang ist vielmehr stets fällig. Das ganze Universum von Bezahlung, Schuld, aber eben auch Gerechtigkeit und Gleichheit steckt im Tausch. Die Substanz unserer Handlungen konzentriert und entfaltet sich in ihm. Dieses Modell wurde nicht entworfen, sondern es hat sich über die Praxis der gesellschaftlichen Kommunikation, insbesondere der Geschäfte durchgesetzt. Wir konstruieren es hier also retrospektiv. Wir verwandeln dessen Setzungen in Sätze oder Grundsätze, die zwar weniger gedacht, aber dafür umso entschiedener berechnet und ausgeführt werden. Wir gehorchen ohne Befehl, wir gehorchen blind.

Und es ist bei alledem nicht nur die Ökonomie gemeint, nein unser ganzes Handeln und Agieren, Denken und Fühlen folgt diesen alltäglichen Konventionen. Wir bewegen uns im Koordinatensystem des Tauschs, wir verweigern uns ihm nicht, wir schreien allesamt nach Erfüllung. Das ist der Horizont, der uns vorgegeben ist und der uns begrenzt, ein Horizont, den wir nicht überschreiten können, weil wir ihn gar nicht als Rahmen oder gar Gefängnis erkennen. Dieser Horizont markiert unser Kontinuum. Das Kontinuum gleicht einer Matrix, die uns nicht loslässt, sondern fest im Griff hat. Wir spüren diesen Griff, aber wir spüren ihn nicht als Übergriff, weil er einfach nur Synthesis ist und Automatik. Und doch liegt genau hier und nur hier, d.h. in der Negation, der Schlüssel zur Emanzipation der Menschheit. Im Auszug aus der Matrix, in der bewussten Überwindung der Form. Um nichts weniger geht es. Es geht also um alles. Noch immer und schon wieder.

Franz Schandl

Etwas für Etwas

Skizzen zur Typologisierung des Tauschs

Etwas für Etwas, mit dieser knappen Formel könnte man den Tausch adäquat beschreiben, möglicherweise sogar analytisch fassen. Die Formel verweist auf die Doppeldeutigkeit; einerseits, dass stofflich Ungleiches getauscht wird, andererseits, dass Gleiches getauscht wird im Sinne der Gleichwertigkeit, d.h. des gleichen Werts. Etwas ist Etwas und Etwas ist Etwas nicht. So werden zwar unterschiedliche Gebrauchswerte getauscht, als Tauschwerte sind Etwas und Etwas allerdings gleich. Etwas für Etwas betont gerade durch diese Formulierung, dass Gleiches für Gleiches und Gleiches für Ungleiches steht oder gehandelt wird.

Etwas für Etwas zeigt an, wie Differenz sich in Identität und Identität in Differenz ausdrückt. In der Hegelschen „Logik“ wird derlei so beschrieben: „Das Etwas ist die erste Negation der Negation, als einfache seiende Beziehung auf sich.“ „Etwas und Anderes sind beide *erstens* Daseiende oder *Etwas*. *Zweitens* ist ebenso jedes ein *Anderes*.“ „So ist das Andere, alleine als solches gefasst, nicht das Andere von Etwas, sondern das Andere an ihm selbst, d.i. das Andere seiner selbst.“ „Etwas *erhält* sich in seinem Nichtdasein; es ist wesentlich *eins* mit ihm und wesentlich *nicht eins* mit ihm. Es steht also *in Beziehung* auf sein Anderssein; es ist nicht rein sein Anderssein. Das Anderssein ist zugleich in ihm enthalten und zugleich noch davon *getrennt*; es ist *Sein-für-Anderes*.“ „Sein-für-Anderes und Ansichsein machen die *zwei Momente* des Etwas aus. Es sind *zwei Paare* von Bestimmungen, die hier vorkommen: 1. *Etwas* und *Anderes*; 2. *Sein-für-Anderes* und *Ansichsein*.“ Auch die Wertgröße wird angesprochen: „Das Maß ist bestimmt zu einer Beziehung von Maßen, welche die Qualität unterschiedener selbständiger Etwas – geläufiger: *Dinge* – ausmachen.“ (G.W.F. Hegel, Werke 5, S. 123ff.)

Diese Dinge haben ihre Tücken und Mucken, insbesondere wenn sie Waren sind. Unser Etwas steht also nicht nur für sich, es steht, ja, es steckt in festem Zusammenhang mit einem anderen Etwas. So will es die immanente Konfiguration der Ware. Tatsächlich geht es also nicht um die Güter, sondern um Waren für den Markt.

Die Pointe des Tauschs und seiner Waren meint: Das Eine ist nicht das Andere. Und doch ist es Es. Noch einmal: *Etwas ist Etwas und Etwas ist Etwas nicht!* Etwas steht für Etwas, auch wenn es ein Anderes ist. Welches Etwas nun in seiner Unmittelbarkeit welches Etwas ist oder eben nicht ist, das ist auf gedanklicher Ebene gar nicht leicht zu exemplifizieren. Wir sprechen hier ja primär von Mittelbarkeiten oder Vermittlungen. Was aber die praktische Seite betrifft, haben wir kaum eine Abstraktion so verinnerlicht, eben weil wir sie in unseren täglichen Handlungen am Markt setzen. Unentwegt. So kompliziert es zu erklären ist, so unkompliziert handhabbar sind diese Konventionen im Alltag der Leute, d.h. der jeweiligen Funktionäre der geschäftlichen Kommunikation. Die brauchen nicht lang zu fackeln, resp. gar zu reflektieren, die haben das in ihrem Gefühl. „Sie haben daher schon gehandelt, bevor sie gedacht haben. Die Gesetze der Warennatur betätigen sich im Naturinstinkt der Warenbesitzer.“ (MEW 23:101) Kunde zu sein bedeutet nicht kundig zu sein.

Dem Doppelcharakter der Ware wird auf geradezu eigentümliche Weise entsprochen. Aber der doppelte Charakter entspringt einem *gemeinsamen* Wesen. Die Ware verkörpert die *systemische Synthese* von Gebrauchswert und Tauschwert, die beständige und rastlose Synthetisierung durch die Metamorphosen des Kapitals, dessen Personal wir

sind. Weniger als das Resultat interessiert der Prozess, der nie aufhört, sondern sich durch permanentes Zirkulieren auszeichnet. Die Warenproduktion produziert nicht Gebrauchswerte und Tauschwerte, sie produziert *Waren*, die in der Doppelform von Gebrauchswerten *und* Tauschwerten *gemeinsam* auftreten. „Es ist zunächst daran zu erinnern, dass die Gebrauchswerte immer schon in Preisform gesetzt sind. Insofern ist die Redeweise, dass die Gleichsetzung zweier Gebrauchswerte ein ‚Verhältnis‘ herstellt, missverständlich: Rock und Leinwand *werden* nicht gleichgesetzt, sondern *sind* je schon gleichgesetzt. Die Gleichsetzung ist vollzogen, weil sie einem Dritten, dem Gold, gleichgesetzt werden und auf diesem Umweg einander gleich sind. Das *Wertverhältnis* ist stets *Wertausdruck*. Diese Gleichsetzung ist dann aber eine nur dem Wertinhalt nach, bezüglich der Form jedoch eine Ungleichsetzung, das eine Produkt wird Ware, das andere Geld. Das Verhältnis der Sachen, das ‚Wertverhältnis‘, ist als ‚Wertausdruck‘ das Verhältnis von Ware und Geld.“ (Hans-Georg Backhaus, *Dialektik der Wertform. Untersuchungen zur marxschen Ökonomiekritik*, Freiburg 1997, S. 48)

Lasset uns zirkulieren! Wir praktizieren nicht Etwas *als* Etwas, sondern Etwas *für* Etwas und Etwas *gegen* Etwas. Für und Gegen sind in der Ware keine Gegensätze, sie sind hier als Gegensätze aufgehoben, obwohl oder besser noch weil sie als die jeweiligen Einsätze auftreten. Etwas *für* Etwas ist immer auch Etwas *gegen* Etwas. Das Miteinander im Tausch offenbart sich auch als Gegeneinander in dieser Handlung. Einfacher ausgedrückt: Am Markt treten wir immer als Konkurrenten auf. Wir verkehren mit- wie gegeneinander als Träger der uns gesellschaftlich zugewiesenen und uns auferlegten Rollen. Wir sind Charaktermasken unseres bürgerlichen Daseins. Insbesondere bei allen Geschäften als Käufer und Verkäufer von Waren, inklusive der Ware Arbeitskraft.

Das Etwas ist das bestimmte Ding, eine Sache, die sich zu verwerten hat, indem sie sich tauscht. Etwas ist Etwas kann also nicht gelten als krude inhaltliche Übereinstimmung. Pfirsiche gegen Pfirsiche zu tauschen wäre nutz- wie sinnlos. Am Markt treffen sich Waren als Produkte *unterschiedlicher* Provenienz, eine große Vielfalt wird dort angeboten. Trotz inhaltlicher Differenz sind die Waren jedoch formell indifferent. Nur so lassen sich Etwas und Etwas äquivalieren. Nur so lässt sich tauschen. Nur so lässt sich handeln. Nur so

lässt sich kaufen und verkaufen. Etwas für Etwas kann gelten als Triumph der formellen Äquivalenz über die materielle Differenz. Diversität hat sich der Uniformität der Verwertung zu beugen. Letztlich muss das Etwas den abstrakten Bedürfnissen des Tauscherts folgen, will es erfolgreich sein. In der Ware objektiviert der Tauschwert alle Gebrauchswerte. Unser Blick, der ein fetischistischer ist, lässt es uns so projektieren. Ganz automatisch.

Im Tausch ist das *Für* immer auch ein *Gegen*. Stets gilt: Tauschpartner sind Tauschgegner. Sie müssen zueinander finden, aber gegeneinander auftreten. Der Markt ist ihres Kampfes Bühne. Dort beweisen sie ihre Kraft, deren Energie aus ihren Waren rührt. Will das Geschäft gelingen, müssen Für und Gegen einander aufheben und sich aneinander anpassen. Was subjektiv als Kompromiss erscheint (z.B. durch das Verhandeln), ist objektiv die Exekution der Form. Die Aufgabe des Marktes besteht darin, dass die Warenhüter via Ware und Geld sich andauernd gleichsetzen.

Im Tausch ist das Für immer auch ein Gegen.
Stets gilt: Tauschpartner sind Tauschgegner.
Sie müssen zueinander finden, aber
gegeneinander auftreten.

Letztlich ist es eine Zumutung, Etwas nur für und gegen Etwas zu bekommen. Diese Zumutung kann auch nicht rigid durchgezogen werden, soll der soziale Zusammenhang nicht kollabieren. Trotzdem ist sie von allen Vorschriften der leitende Imperativ aller Vorschriften, selbst wo er hintergangen werden muss. Einerseits werden Ungleichheiten rücksichtslos erzeugt, andererseits gilt es auch, auf sie Rücksicht zu nehmen, sie abzufedern. Der Staat ist allgemein dazu bestimmt durch gesetzliche Regelungen und Eingriffe den Markt zu modifizieren und zu stabilisieren. Ohne Staat, Recht und Politik würde die Gesellschaft des Marktes rasch zusammenbrechen. Der gesamte Sozialstaat ist ein implizites Eingeständnis, dass der Markt eben gar nicht funktioniert, geht es um existenzielle Notwendigkeiten für die Mehrheit. Da gäbe es keine Rente, keine Krankenversicherung, keine öffentlichen Schulen, keine Zuschüsse für Kinder oder fürs Wohnen.

Hermann Engster

Eichendorffs Braut

*Eichendorff ist kein Dichter der Heimat, sondern des Heimwehs,
nicht des erfüllten Augenblicks, sondern der Sehnsucht.
(Rüdiger Safranski, Romantik. Eine deutsche Affäre)*

In den Jahren zwischen 1810 und 1812 schreibt
Eichendorff dieses Gedicht:

Auf einer Burg

*Eingeschlafen auf der Lauer
Oben ist der alte Ritter;
Drüben gehen Regenschauer,
Und der Wald rauscht durch das Gitter.*

*Eingewachsen Bart und Haare,
Und versteinert Brust und Krause,
Sitzt er viele hundert Jahre
Oben in der stillen Klause.*

*Draußen ist es still und friedlich,
Alle sind ins Tal gezogen,
Waldesvögel einsam singen
In den leeren Fensterbogen.*

*Eine Hochzeit fährt da unten
Auf dem Rhein im Sonnenscheine,
Musikanten spielen munter,
Und die schöne Braut die weinet.*

Das Gedicht hat eine elegische Grundstimmung, die durch das retardierende Metrum der Trochäen noch verstärkt wird. Interpretationen erschöpfen sich in traditionellen Mustern, z.B. stehen der Ritter für die Verbundenheit mit der Natur, die Versteinierung für die erstrebte Ewigkeit, die Hochzeit mit der weinenden Braut für das vergängliche Jetzt. Oder: Die drei auf der Burg spielenden Strophen spiegeln melancholisch die Vergänglichkeit, die letzte Strophe mit der Hochzeitsgesellschaft einen lebensfrohen Optimismus.

Weshalb die Braut weint, ist nicht ersichtlich. Freudentränen sind es offenbar nicht. Führt sie einer Zwangsverheiratung entgegen? Oder ist sie kurz vor der Hochzeit sitzengelassen worden? Ebenso ist unklar, weshalb der Bräutigam nicht erwähnt wird – ist er nicht mit von der Partie? In jedem Fall wäre die muntere Musik fehl am Platz. Wie all diese Widersprüche zusammenhängen, bleibt rätselhaft, und das gilt eben als „typisch romantisch“.

Der Schlüssel zur Deutung des Gedichts, so meine These, liegt im Politisch-Historischen. Zu fragen ist: Wer ist der Ritter? Wer ist die Braut? Sie sind nicht einfach ein Ritter und eine Braut – sie sind Allegorien.

Allegorie: altgriech. allegoría, „andere Sprache“; eine Form indirekter Aussage, bei der eine Sache oder Person aufgrund von Ähnlichkeit als Zeichen einer anderen Sache oder Person eingesetzt wird. (Wikipedia)

Offensichtlich zeigt sich das beim Ritter, der *auf der Lauer* liegt, also Wache hält, dabei aber schläft. Zugrunde liegt dem Motiv die Kyffhäusersage.

Der Kyffhäuser ist ein kleines Gebirge in Thüringen, südlich des Harzes, auf dessen Gipfel in 440 m Höhe einst eine Burg stand, deren Reste noch erhalten sind. An den Kyffhäuser knüpfte sich eine der populären Sagen von der Berg-Entrückung. Diese finden sich mehrfach in Europa: Könige und Volkshelden sterben nicht, sondern werden entrückt und leben in einer Parallelwelt weiter, bis die Stunde ihrer Wiederkehr schlägt. Einer davon ist König Artus, der nach seiner letzten Schlacht schwer verwundet zur Insel Avalon gebracht wird, von wo er dereinst zurückkehren wird. Ihm gleich

kommt der Kaiser Friedrich I. Barbarossa (1122–1190), der im Kyffhäuser schläft und, wenn das Reich in höchster Not ist, als Friedenskaiser Friedrich II. zur Rettung des Reichs wiederkehren wird. Barbarossa ist deshalb zum Retter ausersehen, weil es ihm in seiner 38-jährigen Regierungszeit gelang, das Reich vor dem Zerfall zu bewahren, neu zu ordnen und in eine Zeit des Friedens zu führen. Die verschiedenen Sagen verdichten sich zu einem symbolischen Narrativ und gewinnen so die Kraft des Mythos.

*Nichts ähnelt dem mythischen Denken mehr
als die politische Ideologie.*
(Claude Lévy-Strauss, *Strukturelle Anthropologie*)

1817 dichtet auch Friedrich Rückert über den schlafenden Barbarossa:

*Der alte Barbarossa,
Der Kaiser Friederich,
Im unterird'schen Schlosse
Hält er verzaubert sich.*

*Er ist niemals gestorben;
Er lebt darin noch jetzt.
Er hat im Schloss verborgen
Zum Schlaf sich hingesezt.*

*Er hat hinabgenommen
Des Reiches Herrlichkeit
Und wird einst wiederkommen
Mit ihr zu seiner Zeit. (...)*

Als Allegorie für den Kaiser figuriert bei Eichendorff der Ritter, der kein junger Held ist, sondern als *alt* bezeichnet wird, eben wie es zu einem Kaiser passt, der seinerzeit fast vier Jahrzehnte lang das Reich regierte.

EXKURS

Hegel bemerkt irgendwo, daß alle großen weltgeschichtlichen Tatsachen und Personen sich so zu sagen zweimal ereignen. Er hat vergessen hinzuzufügen: das eine Mal als große Tragödie, das andre Mal als lumpige Farce.

(Marx, *Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte*)

Im 19. Jahrhundert wird diese Sage wieder populär, als die Nationalbewegung des Vormärz sie freiheitlich-demokratisch auflädt. Nach der gescheiterten Revolution von 1848 ist es damit jedoch vorbei, und nach der Reichseinigung 1871 wird Barbarossa von der preußischen Großmannssucht

in Beschlag genommen. Für den Hohenzollernkaiser Wilhelm I. werden Reiterstandbilder aufgestellt (Wikipedia führt fünfzig davon auf), die ihn im Stil Barbarossas als Feldherrn hoch zu Ross zeigen, aber nun mit Pickelhaube und Eisernem Kreuz. Er betrachtet sich selbst als wiederauferstandenen Barbarossa und nennt sich, Konzession an sein fortgeschrittenes Alter, „Barbablanca“. Nach dem Sieg über Dänemark 1864 lässt er in Berlin die Siegesssäule errichten, die nach dem Triumph über Frankreich 1871 noch mit einem rühmenden Bildprogramm für die preußische Armee geschmückt wird. Die auf der Säule stehende vergoldete Bronzefigur stellt die römische Siegesgöttin Victoria dar, in ihrer Rechten ein Lorbeerkranz, in der Linken ein Feldzeichen mit Eisernem Kreuz, auf dem Haupt Helm mit Preußenadler. Die Berliner Schnauze nennt sie „Goldelse“.

Dieser Wilhelm ist derjenige, der 1848 die revolutionären Erhebungen in Preußen, Baden und der Pfalz blutig niederschlagen ließ und der als „Kartätschenprinz“ in die Geschichte eingegangen ist. Berühmt ist das zwischen 1895–1897 errichtete 44 m hohe Denkmal-Monstrum am Deutschen Eck in Koblenz. Um sein Kaiserreich und sich selbst zu glorifizieren, ließ Wilhelm II. zur selben Zeit ein Barbarossa-Denkmal auf dem sagenumwobenen Kyffhäuser errichten. Für das Denkmal in Koblenz fand sich im März 1945 ein wackerer US-amerikanischer Panzerschütze, der es in Stücke schoss. Leider fand sich nach dem Einmarsch der Roten Armee in Thüringen kein Rotarmist zu einem ähnlichen Akt der Geschichtskorrektur am Kyffhäuser berufen.

Die Demütigung von Koblenz ließ nun die Preußen-Verehrer nicht ruhen: Sie sammelten Geld von gleichgesinnten Nostalgikern zur Wiederherstellung des Denkmals und boten es 1993 dem Land Rheinland-Pfalz gratis an, das dieses Danaer-Geschenk nach dem routinemäßigen Herumdrucken der SPD-geführten Regierung auch annahm. Es ist schon bizarr, wie ausgerechnet die Sozialdemokratie den preußischen Erinnerungskult befördert, in letzter Zeit beim Wiederaufbau der Potsdamer Garnisonskirche: Symbol des preußisch-deutschen Militarismus, Ort des Handschlags zwischen Hitler und Hindenburg, heute Kultstätte für Rechtsextreme. Und natürlich ist die stets staatsfromme evangelische Kirche als einstige Hauptakteurin der religiösen Verbrämung preußischer Kriegspolitik mit von der Partie.

Das österreichische Leben hat eine Entschädigung: Die schöne Leich.

(Karl Kraus)

Es mag die österreichischen Leserinnen und Leser mit Freude erfüllen zu erfahren, dass der Kaiser Barbarossa auch in ihrem Land eine Ruhestätte hat, nämlich im Untersberg bei Salzburg. Der österreichische Alpinist Robert von Lendenfeld hat nahezu alle namhaften Berge der Alpen bestiegen und dies 1896 in zwei stattlichen Bänden mit dem Titel *Aus den Alpen* beschrieben. Für alle bergsteigerisch Interessierte sind die mit schönen Zeichnungen geschmückten Bücher genussreich zu lesen, allerdings muss man bereit sein, auch seine rassistischen Kommentare hinzunehmen, wenn er die italienische Bevölkerung im Vergleich mit der deutschsprachigen als lärmend, faul und schmutzig schmählt. Über den Barbarossa im Untersberg weiß er dies zu erzählen (Bd. II, *Die Ostalpen*, S. 375):

Zwerge und andere sagenhafte Wesen belebten den Untersberg, und drinnen im Berge schläft der alte Kaiser Barbarossa. 680 Jahre ruhte er dort, da weckte ihn der Donnerhall jenes Rufes, der 1870 die deutschen Gaue durchbrauste: Zum Rhein, zum deutschen Rhein, wer will des Stromes Hüter sein? Er rüttelte sich munter, trat hervor aus dem Berge und eilte dem Rufe nach über den Rhein – gewaltig schwang er das Schwert in der Schlacht. Vernichtet waren die feindlichen Heere, einig und mächtiger als jemals zuvor erhob sich phönixgleich das alte Deutsche Reich geläutert durch den Kampf in neuer jugendlicher Kraft. Der alte Barbarossa aber wischte das Blut von seinem Schwerte, – glücklich lächelnd, zufrieden mit den Waffenthaten der Nachkommen, ist er in seinen unterirdischen Palast zurückgekehrt.

Er zitiert hier das patriotische und von Franzosenhass vergiftete Lied *Die Wacht am Rhein* (*Es braust ein Ruf wie Donnerhall*) das ab 1871 neben *Heil dir im Siegerkranz* die Rolle einer inoffiziellen Nationalhymne hat. Es ist schon phänomenal zu sehen, dass Schriftsteller wie der Oberschlesier Eichendorff und der Grazer Lendenfeld, je weiter sie vom Rhein stammten, desto schwerer beeindruckt waren vom deutschen Kaiser Barbarossa und dem deutschen Schicksalsfluss. (Empfehlenswert, freilich mit Trigger-Warnung, die Interpretation von Heino auf Youtube). – Ende dieses unappetitlichen Exkurses.

*Die Erde ist auf die Dauer stets mächtiger
als die Geschichte.*
(Albert Camus)

Zurück zur Sage. Während der Kaiser schläft, wächst sein Bart weiter und wickelt sich um den Steintisch herum. Eichendorff treibt das Bild kühn weiter, indem er den Bart samt Ritter selbst zu Stein werden lässt: *Eingewachsen Bart und Haare, / Und versteinert Brust und Krause, / Sitzt er viele hundert Jahre / Oben in der stillen Klause.* Sein Schlaf ist ein erstarrter, todesgleicher Schlaf.

*Auch Götter sterben,
wenn niemand mehr an sie glaubt.*
(Jean-Paul Sartre)

Gleiches gilt für mythische Gestalten. Die Menschen haben den Glauben an die Wiederkehr des Kaisers verloren: *Alle sind ins Tal gezogen.* Die Stille und der Friede um die Klause sind die des Friedhofs, übrig bleiben Vögel, die in der sie umgebenden Leere ihre einsamen Gesänge gleich Klageliedern ertönen lassen. Die Geschichtsmächtigkeit des Kaisermythos schrumpft zurück in die Urform alles Seins, die Materie, hier versinnbildlicht im Stein, zu dem das allegorische Bild des Kaisers erstarrt ist.

Aufschlussreich ist die Reimstruktur. Eichendorff ist ein sehr bewusst verfahrenender Verskünstler. Reime sind nicht nur Schmuck, sondern bedeutungstragend (vgl. meinen Aufsatz *Poesie als Tauschwert* am Beispiel des Gedichts *Mondnacht*, *Streifzüge*, Sommer 2022). So auch im Gedicht *Auf einer Burg*. Blicken wir dazu zunächst auf die beiden ersten Strophen. Diese weisen ein festes Reimschema auf: *abab cdcd*. Es versinnbildlicht die ursprüngliche Glaubensgewissheit des Mythos. In der dritten Strophe wird das feste Reimgerüst aufgegeben, denn die erste und dritte Zeile sind reimlos: *xexe*. So wie die einstige Glaubensmacht des Mythos sich aufgelöst hat, so wird auch die bisher feste Reimstruktur lückenhaft.

Diese Technik kulminiert im Raffinement der letzten Strophe. Wir haben hier zwar wieder wie in den beiden ersten Strophen ein festes Muster: *fgfg*. Aber diese Reime sind alle unrein: *unten – munter – Sonnenscheine – weinet*. Zu den unreinen Reimen (Assonanzen) kommt eine weitere ästhetische Störung hinzu. Es sind sinnwidrig betonte Trochäen: *Eine Hochzeit – Auf dem Rhein – Musikanten – Und die schöne Braut*. Das akzentuierte *und* betont noch das Erzwungene der Szenerie.

*Musik drückt das aus,
worüber man nicht sprechen kann
und es doch unmöglich ist zu schweigen.
(Victor Hugo)*

Robert Schumann hat in seiner Vertonung diese Ambiguität kongenial gestaltet (*Liederkreis*, op. 39, Nr. 7). Davon soll ausführlich die Rede sein, weil es gerade die Musik ist, welche die schwebende Ungewissheit der Verse auch sinnlich erfahrbar macht. (Quelle der Analyse im Lit.verz.)

Schumann gliedert die vier Strophen in zwei, dennoch ist die Eichendorff'sche Gliederung gut erkennbar, da ein einzelner Vers in zwei Takte fällt, nur in den jeweils letzten Versen der zweiten und vierten Strophe – *Oben in der stillen Klause* und *Und die schöne Braut die weinet* – werden die Verse jeweils auf vier Takte gestreckt.

Das Lied beginnt mit den Vortragsbezeichnungen Adagio und Piano. In dem Adagio, das „ruhevoll, langsam bis sehr langsam“ bedeutet, bekommt der retardierende Rhythmus der Trochäen zusätzliche elegische Qualität, insonderheit in dem erstarrten Stilleben der ersten beiden Strophen. Doch wird in das Adagio zweimal eine dynamische Bewegung eingebaut: ein Crescendo auf *Eingewachsen Bart und Haare* mit einem Decrescendo auf *Oben in der stillen Klause*. Die Höhepunkte der Komposition folgen der Dynamik des Textes und liegen auf den Worten *Krause* und *munter*, die jeweils an den Vers-Enden liegen. In den meisten Takten sind die Noten auf Eins und Drei punktiert, sodass die Melodie melancholisch, aber nicht schleppend wirkt.

Das Lied ist in der Tonart a-Moll notiert. Es hebt an mit einer fallenden Quinte von *h* auf *e*; es ist eine leere (offene) Quinte, d.h. die Terz, welche die Tonart bestimmt, fehlt, sodass der Eindruck des Unbestimmten, Fahlen entsteht. Das ganze Lied scheint sich in seinen chromatischen Schritten nicht von der Stelle zu bewegen, es schwankt zwischen e-Moll und a-Moll und berührt dabei ferne Kirchentonarten.

In der Schluss-Strophe nimmt Schumann zwei Besonderheiten vor, welche Sängerin und Sänger unbedingt beachten müssen. Bei der Hochzeitsfahrt *auf dem Rhein im Sonnenscheine* wechselt die Melodie unvermutet in einen Sextsprung von *d* auf *h*, betont also das Wortglied *-scheine*; diese Betonung wird beibehalten im folgenden Vers bei *Musikanten*, dies mit „falschem“ Akzent auf der ersten Silbe, und

munter, und sie hebt die angesichts der weinenden Braut erzwungene Fröhlichkeit der Hochzeitsfahrt fast plakativ hervor. Die Singstimme muss das entsprechend akzentuieren. Dietrich Fischer-Dieskau, zu hören auf Youtube, macht das perfekt.

Von genauer Einfühlung in den Text und kompositorischem Raffinement zeugt der letzte Vers *Und die schöne Braut die weinet*. Zum einen: Die schon erwähnte Ausweitung des Verses von zwei auf vier Takte wird noch durch die Vortragsbezeichnung *Ritardando* betont und verstärkt die elegische Stimmung. Zum andern: Die Singstimme verläuft parallel zum Klavier, doch enden beide nicht, wie als Auflösung zu erwarten wäre, in der Grundtonart a-Moll, stattdessen wechselt die Tonart in E-Dur, die Dominante zu a-Moll. Im vorletzten und letzten Takt spielt die Bass-Stimme wieder eine leere Quinte (*a – e*), darauf baut der Dominantakkord *h – e – gis* auf, und zwar in der Umkehrung (und nicht, wie es üblich wäre, *e – gis – h*). Die Singstimme nimmt, nach einem chromatischen Abwärtsgang, aus der Terz des Klaviers das *gis* auf – und so bleibt alles in der Schweben.

Brautschau

Zu fragen ist nun: Wer ist die schöne Braut? Und wer der Bräutigam? Von ihm ist merkwürdigerweise nicht die Rede. Sitzt er nicht mit im Schiff? Und warum weint die Braut? Ist der Mann nicht der von ihr Erwählte? Ist sie womöglich auf der Suche nach ihm? Das lässt sich nicht eindeutig beantworten. Da von einem Bräutigam nicht die Rede ist, entscheide ich mich für die These, dass die Braut allein im Schiff sitzt. So bleibt die Frage: Wer ist die Braut?

Der politische Eichendorff ...

Wir kommen der Antwort näher, wenn wir sowohl die historisch-politischen Zeitumstände als auch Eichendorffs politische Weltsicht selbst in Augenschein nehmen. Zunächst zu dieser. Eichendorff, der als der „romantischste“ aller Dichter der Romantik gilt, war ein durchaus politischer, dabei dezidiert konservativer Mensch. Vorherrschend in der Rezeption seiner Dichtung ist die geradezu übermächtige Vereinnahmung seines Konservatismus durch nationalistische Ideologien. Sie ist in den letzten Jahrzehnten einer kritischen Revision unterzogen worden, die nun ein wesentlich differenzierteres Bild von Eichendorff zeichnet. (Es sind freilich weniger seine Gedichte, sondern vor allem seine Romane und Dramen, die zeitkritische Bezüge enthalten.)

... und der katholische

Zugleich ist Eichendorff ein tiefgläubiger Katholik. Die Zerrissenheit in der deutschen Geschichte, unter der er leidet, beginnt für ihn schon im 13. Jahrhundert, im Kampf der Ghibellinen (Staufer) gegen das Papsttum; erweitert wird die Spaltung durch den Renaissance-Humanismus, der nicht nur Kunst und Wissenschaft, sondern auch Staat und Kirche nach antiken – und eben nicht christlichen – Vorbildern prägt. Luthers Reformation setzt das fort, indem sie einen politischen Protestantismus heraufführt, der die autonome und universelle christliche Moral ins Korsett der Staatsräson zwingt. Tief suspekt sind für Eichendorff folglich die Ideen der europäischen Aufklärung. In deren Subjektivismus und Emanzipationsstreben (inkl. der Frauen) sieht er einen Zerfall der göttlichen Ordnung durch die Inthronisation eines prometheisch-luziferischen Ich, welche die Welt in den Abgrund stürzen müsse. Rettung böte die Rückbesinnung auf den christlichen Heilsglauben. (Essenberg, S. 391 ff.) Das ist zweifellos restaurativ und antimodernistisch; jedoch hat die Moderne angesichts der ihr eigenen „Dialektik der Aufklärung“ unbestreitbar auch ihre höchst problematischen Seiten.

Klarsichtig und scharf ist Eichendorffs Kritik am Zustand der eignen Adelsklasse, obschon er selbst gern an deren Vergnügungen wie Teegesellschaften, Maskenbällen und Jagden teilnimmt. Er sieht den Adel der innerständischen Brüderlichkeit verlustig gegangen, betrachtet ihn als verkrustet, degeneriert. Dagegen verkündet er idealtypisch das „Volk“, denkt und fühlt durch und durch „deutsch“, ist von „Vaterlandsliebe“ beseelt, distanziert sich aber von dem aufkommenden Nationalismus und beschwört eine neue Synthese von Adel und Volk, was noch bis zu Wagners *Meistersingern* fortheckt, wenn Hans Sachs in seiner Schlussansprache dem Heiligen Römischen Reich das Unheil prophezeit, das droht, „wenn kein Fürst bald mehr sein Volk versteht“. Dieses Reich ist nun durch die Napoleonischen Kriege und die Gründung des Rheinbunds, dessen Mitglieder aus dem Reich ausgeschieden sind, handlungsunfähig geworden und mit der Niederlegung der Reichskrone durch Kaiser Franz II. im Jahr 1806 nach über 800 Jahren erloschen.

*Die Nachtigallen schlagen /
Hier in der Einsamkeit,
Als wollten sie was sagen /
Von der alten, schönen Zeit.
(Eichendorff, In der Fremde)*

Das Gedicht *Auf einer Burg* hat Eichendorff zwischen 1810 und 1812 geschrieben. Es ist die Zeit, in der große Teile Europas unter der Herrschaft Napoleons stehen. Im Kampf gegen die französische Besetzung werden Freiwilligeneinheiten, sog. Freikorps, aufgestellt. In ihnen sind viele Bürger und Adlige vertreten, darunter Prominente wie Theodor Körner und der „Turnvater“ Friedrich Jahn.

*Das Hurra jauchzt und die Büchse knallt, /
Es fallen die fränkischen Schergen.
(Theodor Körner, Lützows wilde Jagd, 1813)*

Und eben auch Eichendorff, der in den Befreiungskriegen in den Jahren 1813 bis 1815 als Leutnant dient. Um sich und andre für den Krieg zu begeistern, dichtet er einen Appell:

*Appell
Ich hört' viel Dichter klagen
Von alter Ehre rein,
Doch wen'ge mochten's wagen
Und selber schlagen drein.
(...)
Frisch auf, wir wollen uns schlagen,
So Gott will, übern Rhein
Und weiter im fröhlichen Jagen
Bis nach Paris hinein!*

Aber noch wollte es Gott nicht, erst 1871 war es so weit, dass Preußen mit seinen Verbündeten in Paris einmarschierte, und 1940 dann Großdeutschland samt dem zur „Ostmark“ degradierten Österreich. Als Freischärler bei Lützow dichtet Eichendorff ein weiteres martialisches (und literarisch ebenso missratenes) *Kriegslied*, in dem er bildgewaltig die Leiden des Vaterlands durch die französische Okkupation beklagt: Die Löwen und Adler, sprich: die Deutschen, zeigen sich leider nur noch kampffähig, stattdessen belagern die Drachen, sprich: die Franzosen, das Land. Eine Braut figuriert als Leidensfigur:

*Noch halten sie in Schlingen
Die wunderschöne Braut,
Bei Nacht hört man ihr Singen
Die stille Luft durchdringen
Mit tiefem Klagelaut.*

Wieder also die Braut, eine *wunderschöne*. Wer ist sie? Der Antwort kommen wir nahe, wenn wir uns ein Gedicht anschauen, das Heinrich von Kleist 1809 schreibt: Es heißt *Germania an ihre Kinder*. Der Name der Göttin steht in Anlehnung

an des Tacitus ethnographische Schrift über die Germanen (98 n.u.Z., den Titel *Germania* bekam sie erst in der Renaissance). Kleist schreibt dazu eine schauerliche Ode, in der ein patriotischer Deutscher die Göttin zum Kampf gegen die Franzosen aufruft; hier einige Strophen daraus:

*Horchet! – Durch die Nacht, ihr Brüder,
Welch ein Donnerruf hernieder?
Stehst du auf, Germania?
Ist der Tag der Rache da?
Zu den Waffen, zu den Waffen!*

Der Sprecher – man kann ihn getrost als den Franzosenhasser Kleist selbst ausmachen – steigert sich in eine rasende Mordlust hinein: Alles Land soll mit den verbleichenden Knochen der Franzosen weiß gefärbt, der Rhein mit ihren Leichen aufgestaut werden, kurz, es wird lustig hergehen, und alles wird gut:

*Eine Lustjagd, wie wenn Schützen
Auf die Spur dem Wolfe sitzen!
Schlagt ihn tot! das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht!*

*Rettung von dem Joch der Knechte,
Unsrer Fürsten heil'gem Blut
Unterwerfung und Verehrung!
Gift und Dolch der Afterbrut!*

Gegen Fürstenherrschaft ist nichts einzuwenden, solange es nur die eigne Adelsbrut ist und nicht die artfremde der Franzosen. Fürwahr: *Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein!* (Nikolaus Becker, *Rheinlied*, 1840). Denn:

*Und ob mein Herz im Tode bricht, /
Wirst du doch drum ein Welscher nicht.
Reich wie an Wasser deine Flut /
Ist Deutschland ja an Heldenblut.
(Max Schneckenburger, Die Wacht am Rhein)*

Symbolstark rauscht hier wieder der Rhein hindurch, der das bedrängte brave Deutschland vom tückischen Welschland scheidet. Das ist beim Preußen-Propagandisten Kleist grell plakatiert, ebenso, wenn auch weniger martialisch, sondern klagend, in Eichendorffs *Kriegslied*, jenes Eichendorff, der sich emphatisch als Deutscher versteht – der letzte Vers seines Gedichts *Heimweh* lautet: *Grüß dich, Deutschland, aus Herzensgrund!* Und der in diesen Jahren sein rätselvolles Gedicht *Auf einer Burg* schreibt.

Was also bedeuten die Figuren? Der *alte Ritter*, der Wache hält und in seinem jahrhundertlangen Schlaf bis zur Versteinerung erstarrt ist – er ist die Allegorie des ersehnten Kaisers. Und die *schöne Braut* – sie ist Germania, die Allegorie des deutschen Volks. Auf dem Rhein, dem „deutschen Schicksalsfluss“, fahrend, sehnt sie sich weinend nach dem Herrscher, der ersehnt wird, dessen Reich zerfallen ist, aber dereinst unter einem neuen Kaiser wiedererstehen mag.

VORSCHAU

... dann rasselt wieder empor die Wildheit der alten Kämpfer, die brutale germanische Kampflust ... Die alten steinernen Götter erheben sich dann aus dem verschollenen Schutt und reiben sich den tausendjährigen Staub aus den Augen, und Thor mit dem Riesenhammer springt endlich empor und zerschlägt die gotischen Dome. Wenn Ihr dann das Gepolter und Gedonner hört, hütet Euch, Ihr Nachbarskinder, Ihr Franzosen! Der deutsche Donner ist freilich auch ein Deutscher und ist nicht sehr gelenkig und kommt etwas langsam herangerollt; aber kommen wird er, und wenn Ihr es einst krachen hört, wie es noch niemals in der Weltgeschichte gekracht hat, so wisst, der deutsche Donner hat endlich sein Ziel erreicht. Bei diesem Geräusche werden die Adler aus der Luft tot niederfallen, und die Löwen in der fernsten Wüste Afrikas werden die Schwänze einkneifen und sich in ihren königlichen Höhlen verkriechen. Es wird ein Stück aufgeführt werden in Deutschland, wogegen die Französische Revolution nur wie eine harmlose Idylle erscheinen möchte.

(Heinrich Heine, *Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland*, 1834–52)

BENUTZTE LITERATUR:

Noten zu Schumanns
Vertonung:
musescore.com

Analyse: thson.de

Ries, Franz Xaver:
Zeitkritik bei
Eichendorff, Berlin 1997

Holländer, Martin:
Die politische und
ideologische Vereinnahmung
Eichendorffs,
Berlin 1997

van Essen, Nikolaus:
Romantik im
Spannungsfeld von
Konfessionalisierung und
Nationalisierung:
Das Spätwerk Joseph von
Eichendorffs (1837–1857),
Göttingen 2023

Franz Schandl

Stoßgebete der Wirtschaftsführer

Anmerkungen zur Misere der Vokabulatur (II)

Geht's der Wirtschaft nicht gut, wird sie ungut. Dann erregen sich ihre Gemüter und predigen ihre Formeln. Schwer medikamentiert drehen sie an der Phrasenorgel ihrer Vokabulatur. So wieder einmal geschehen in der Zeitschrift *Wiener Wirtschaft*, die allen Mitgliedern der Wirtschaftskammer zugeschickt wird. Der Wettbewerb wird angeboten und der Standort zur Religion erhoben. Alle haben sich den sogenannten Sachzwängen zu unterwerfen, sie ohne Widerrede hinzunehmen und am besten selbst als Multiplikatoren aufzutreten. Einmal mehr wird das ganze ideologische Arsenal der freien Wirtschaft auf uns losgelassen. Aber so sind sie, die Prospekte des Kapitals.

„Wir brauchen ein Comeback von Leistung und Wettbewerb“, tönt es aus den Stoßgebeten der Wirtschaftsführer. „Österreich hat sich in den letzten Jahren aus dem Wettbewerb gepreist“, steht da zu lesen. Harald Mahrer und Wolfgang Hattmannsdorfer, Präsident und General der Wirtschaftskammer, machen mobil. Letztgenannter ist inzwischen auch folgerichtig zum Wirtschaftsminister aufgestiegen. Er gilt in der ÖVP als kommender Mann. In Oberösterreich hat er sich bereits profiliert und die Sozialhilfe gekürzt. Nun hat die neue Regierung, wohl auf sein Geheiß hin, den Arbeitslosen die Zuverdienstmöglichkeiten gestrichen. Bravo. Ein bissl scharfmachen kann nicht schaden, selbst die Scharfgemachten sind oft ganz heiß darauf, sich selbst zu schaden.

„Stellschrauben“, „Standort“, „Hausaufgaben machen“, „Wirtschaft ankurbeln“, so hallt es nicht nur aus der Wirtschaftsfolterkammer. „Gemeinsam müssen wir die Triebkraft für ein wartungsfreundliches und wettbewerbsbereites Österreich sein.“ – Um die Triebe geht es also, die es zu kräftigen gilt. Dass wir gerade an diesem Treiben der Triebe weltweit leiden, dass sie in ökologische Destruktion, in militärische Konfrontation, in soziale Degradation, in mentale Regression führen – aber woher denn. Das alles hat mit alldem nichts zu tun. Auf solch höllische Gedanken kommt dieses anpackende

Denken nicht, das im reflexiven Sinn gar keines ist, sondern lediglich marktwirtschaftliche Zwänge als gesellschaftliche Imperative spiegelt und ihre Sprüche so lange klopft, bis sie alle intus haben. Stets erscheint dann noch der fett gefütterte Thinktank der Reichen, die *Agenda Austria*, auf der Bildfläche und untermalt die gängige Propaganda mit gefälligen Daten von Experten.

Wenn das alles keine Drohung ist, was dann? Eben weil sich Leistung lohnt, schaut dieser Planet so aus, wie er aussieht. Was soll weswegen für wen weshalb produziert werden? Denn was treibt diese freie Wirtschaft? Die Akkumulation von Kapital, der Profit, das Wachstum. Aktiv wie passiv. Zwischen Treibern und Getriebenen ist kaum zu unterscheiden. Zeit also, ins Getriebe zu greifen. Das Haben ist ausgereizt und in Summe betrachtet nur noch gemeingefährlich. Wachstum? Geht's noch? Aber der industrielle Block von Wirtschaftskammern bis zu den Interessenorganisationen der penetrant falsch bezeichneten Arbeitnehmer macht mobil. „Gemeinsamer Nenner sei das prinzipielle Verständnis, dass das Wohl der Industrie zentrale Bedeutung habe“, schreibt der brav apportierende *Standard* vom 8. März 2025. Der Fordismus darf nicht vorbei sein, auch wenn er schon vorbei ist. In Keynes we trust. Indes, wohin kann diese Mobilisierung noch führen? Zu einer Reindustrialisierung Europas? – Wirklich?!? Da wird alle Bekennererei nicht helfen.

Die verwegene, aber nicht abwegige Frage wäre freilich die: Hilft, was dem Standort hilft, den Standortlern? Oder müssen bloß einige ökonomische Eckdaten stimmen, die hurtig positiv oder negativ taxiert oder gedeutet werden, um entsprechende Stimmung kulturindustriell zu stimulieren? Ein Schelm, wer so denkt. Wir brauchen alles andere als ein Comeback von Leistung, Wettbewerb und Industrie, wir bedürfen der Abschaffung ebendieses kapitalistischen Drohpotenzials. Dringend und immer dringender. Aber das ist weltfremd! – Zweifelsohne, wem diese Welt nicht fremd ist, ist sowieso ein Verrückter.

IMPRESSUM

ISSN 1813-3312

MEDIENINHABER UND HERAUSGEBER

Kritischer Kreis

Verein für gesellschaftliche Transformationskunde

Margaretenstraße 71-73/1/23, 1050 Wien

E-Mail: redaktion@streifzuege.org

DRUCK

H. Schmitz Druckerei BUTTONS4YOU e.U.

3400 Klosterneuburg

Auflage: 800

COPYLEFT

Alle Artikel der Streifzüge unterliegen, sofern nicht anders gekennzeichnet, dem Copyleft-Prinzip: Sie dürfen frei verwendet, kopiert und weiterverbreitet werden unter Angabe von AutorIn, Titel und Quelle des Originals sowie Erhalt des Copylefts.

REDAKTION

Petra Ziegler, Maria Wölflingseder,

Martin Scheuringer, Franz Schandl,

Severin Heilmann, Lorenz Glatz

Covergestaltung und Layout: zetpe

TRANSFORMATIONS RAT

Christoph Adam (Santiago de Compostela), Ilse

Bindseil (Berlin), Dieter Braeg (Salzburg), Dora de la

Vega (Cordoba, Argentinien), Hermann Engster

(Göttingen), Lorenz Glatz jr. (Wien), Marianne

Gronemeyer (Friesenheim), Peter Klein (Nürnberg),

Paolo Lago (Verona), Massimo Maggini (Livorno),

Emmerich Nyikos (Mexiko-City), Ulrich Weiß (Berlin)

KONTO

Kritischer Kreis

IBAN: AT87 6000 0000 9303 8948

BIC: BAWAATWW

OFFENLEGUNG

Der Medieninhaber ist zu 100 Prozent Eigentümer der Streifzüge und an keinen anderen Medienunternehmen beteiligt.

Grundlegende Richtung:

Kritik-Perspektive-Transformation

ABONNEMENTS/ABORICHTPREISE

3 Nummern-Abo (1½ Jahre) um 30 €

6-Nummern-Abo (3 Jahre) um 55 €

Sozialabo auf Anfrage.

Mitgliedschaft Trafoclub: 180 €/Jahr

Streifzüge-TRANSPONSORING

Eins überweise etwa 10 € im Monat, 25 € im

Vierteljahr, 40 € im Jahr oder irgendeinen anderen Betrag, den eins sich leisten kann und will.

Infos und Anmeldung: redaktion@streifzuege.org

Probenummer gratis

Wir leben in finsternen Zeiten.

Für unsere Publikum heißt es, dafür zu sorgen, dass es uns ganz kontrafaktisch weiter gibt. Das ist nun keine Pflicht, sondern ein wechselseitiger Wunsch.

Wir bitten Euch also zum

Streifzüge TRANSPONSORING

Dieses funktioniert ganz einfach:

Eins überweise etwa 25 € im Vierteljahr, 40 € im Jahr oder irgendeinen anderen Betrag, den eins sich leisten kann und will. Optimal sind Daueraufträge, damit wir auch entsprechend kalkulieren können.

Natürlich wissen wir, dass sich einige finanziell fast gar nichts leisten können. Aber die meisten können sich schon was abknöpfen, damit alle an unseren Inhalten und Angeboten partizipieren können.

Streifzüge TRAFO-Club

Wer regelmäßig was springen lassen will und kann, die/den bitten wir in den

TRA(ns)FO(rmations)club der *Streifzüge*.

Eine Mitgliedschaft kostet 180 Euro pro Jahr, zahlbar auf einmal, halb- oder vierteljährlich.

Der TRAFO-Club bietet:

- Gratisbezug der *Streifzüge*
- Aktuelles Buch als Einstiegsgeschenk
- Gratisbestellung von bis zu 10 Exemplaren der aktuellen Ausgabe
- Gratisnachbestellung aller alten Nummern (soweit vorhanden)
- Gratiszustellung ausgewählter Bücher
- Sonderpreise für diverse Publikationen
- Einladungen zum Transformationsheurigen

Das Sparbudget – eine Misere

Petra Ziegler

„Natürlich würde sich jede und jeder freuen, wenn die öffentliche Hand eine neue Heizung finanziert. Aber wir können uns das nicht mehr leisten. Ende der Durchsage.“ – Markus Marterbauer, ehemals langjähriger Chefökonom der Arbeiterkammer und seit März des Jahres Österreichs Finanzminister, redet nicht um den heißen Brei. Und eins ist geneigt, ihm in diesem Punkt zu folgen. Tatsächlich ist nicht recht einzusehen, warum die einfache Steuerzahlerin weit über 50 Prozent der Kosten für den Heizkesseltausch von Gut- und Bessituierter berappen soll. Die Häuselbauer genießen hierzulande ohnehin reichlich Wohlwollen. Auch Förderungen im Bereich E-Mobilität kommen mehrheitlich den oberen Einkommensgruppen zugute.

Marterbauer betont in seiner Budgetrede, die Sanierungslasten gerecht zwischen den sozialen Gruppen und wirtschaftlichen Akteuren verteilen zu wollen. Es müsse klar sein, „dass jene, die mehr haben, auch mehr beitragen“. Die schlechte wirtschaftliche Lage gehe verstärkt „auf Kosten jener Menschen, die es ohnehin nicht so leicht haben“.

Was also bringt es uns, das in Zahlen gegossene Regierungsprogramm, oder besser, wem nimmt es was? Größter Einzelposten bei den Einsparungen ist wohl die Streichung des unter Schwarz-Grün eingeführten Klimabonus, in Summe werden die Budgetmittel in der Rubrik Klima und Umwelt bis 2030 um gut zwei Drittel gekürzt. Tiefer in die Tasche greifen müssen alle, die ihre Wege umweltfreundlich mit Bahn, Bus und Bim erledigen. Der Rahmenplan für den Bahnausbau wird um jährlich 300 Millionen Euro gekürzt. Dagegen wird der „Pendlereuro“ glatt verdreifacht, das Dieselparadox bleibt unangetastet, dieselbetriebene Klein-Lkws werden durch die Abschaffung der Nova deutlich billiger.

Fazit: Der von einem „Der Kampf gegen die Klimakrise ist für uns ein Kernanliegen“ programma-

tisch untermalte Vortrag des Finanzministers lässt an dieser Stelle noch letzte Beweise vermissen.

Insgesamt belaufen sich die geplanten Einsparungen bei Arbeitsmarkt und Pensionen auf 1,4 Milliarden Euro bis inklusive 2026. Das trifft vorrangig die unteren Einkommensgruppen, ebenso wie die Kürzung von Transfers und die Nichtvalorisierung von Sozialleistungen. Geringfügiger Zuverdienst während der Arbeitslosigkeit wird künftig verunmöglicht. Was hier das Defizit am Papier verringern mag, wird eins zu eins im Wirtschaftskreislauf fehlen. Sieht nach einem veritablen Eigentor aus.

Marterbauer verortet die Ursache für die „Budgetmisere“ vor allem im fehlenden Wachstum. Österreichs Wirtschaftsleistung wird gemäß allen Prognosen 2025 das dritte Jahr in Folge sinken, die Arbeitslosigkeit steigt bereits merklich. Dass sich das Land nicht aus der Krise wird sparen können, muss dem Mann ja nicht erst erklärt werden. Selbst systemimmanent gedacht, erscheint das Sparpaket mehrheitlich kontraproduktiv.

Nun sind wir hier nicht das Organ, das Empfehlungen in Sachen wachstumsfördernder Maßnahmen erteilt – womöglich noch geschenkt. Die Auswirkungen der kapitalistischen Verwertungskrise werden massiver, die vermeintlichen Steuerungspotenziale der Staaten blamieren sich zusehends. Da bleibt allenfalls, rücksichtsvolles Verhalten zu unterstützen und den Spielraum durch Streichung umweltschädlicher Subventionen (laut WIFO immerhin jährlich rund fünf Milliarden Euro) und einen etwas weniger zögerlichen Zugriff auf die satt vorhandenen Vermögen bestmöglich zu vergrößern, soziale Standards zu schützen und weitere Repressalien gegenüber den Schwächsten nach Kräften zu verhindern. – Ende der Durchsage.